UnAuf**gefordert**

Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität
Mai 2000
12. Jahrgang

don't panic

Anzeige

*GÜNSTIG
Spezielle Studententarife fürs Reisen

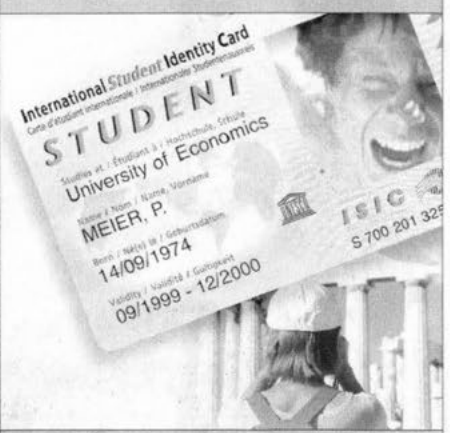
*GENIAL
ISIConnect – das pfiffige Kommunikationspaket

*GLOBAL
Anerkannt in über 90 Ländern

rds - Reisedienst Deutscher Studentenschaften, Grindelallee 114, 20146 Hamburg

International Student Identity Card*

International Student Identity Card für 18 DM



UNESCO

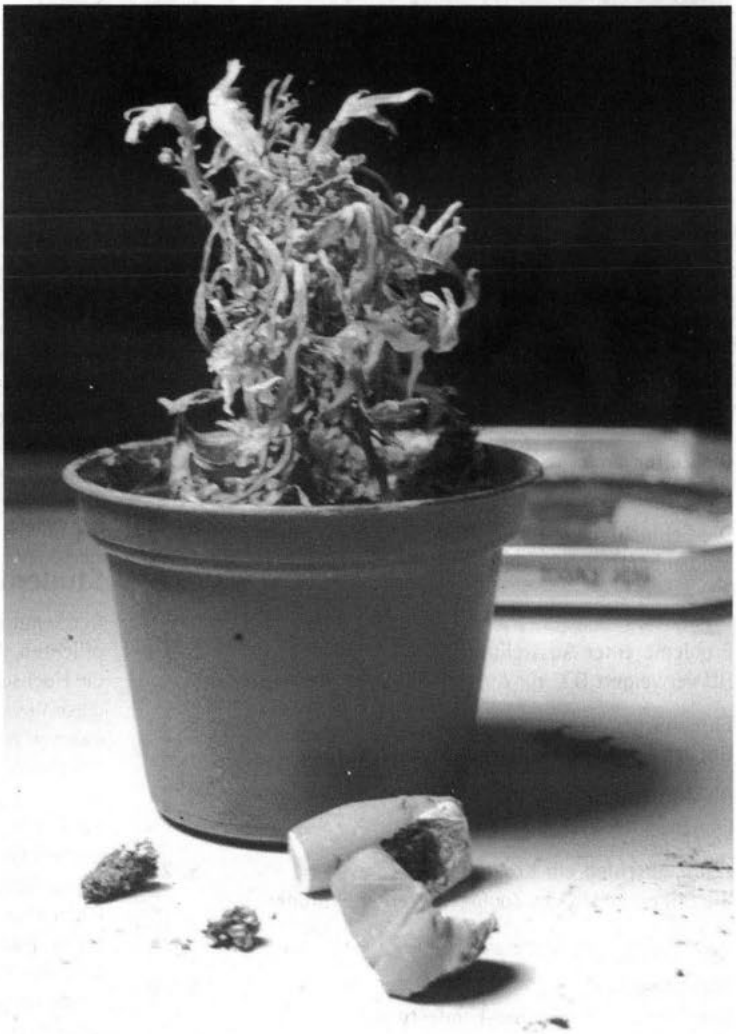
ISIC

Den ISIC gibt's beim AStA, beim Studentenwerk und in vielen Jugend- und StudentInnenreisebüros sowie beim rds.

Editorial

Nach jeder UnAuf gibt es Warnungen: Seid damit vorsichtig oder laßt es besser ganz sein. Überlegt noch mal, ob Ihr wirklich so weiter machen wollt und überhaupt! Hinzu kommen Ermunterungen: Weiter so mit der Kloppe auf XYZ und wir haben wirklich sehr gelacht! Das ganze geht quer durch den Unistream und hinterläßt bei der Redaktion oft nicht mehr als ein großes Fragezeichen.
Aktueller Zwischenstand bei der Meinungsbildung unserer verehrten Leserschaft: Gebt die Unauf täglich mit einer Boulevard-Seite über Schröder und Ritas Kragenweite heraus und wundert Euch dann nicht, wenn der Richard eines Tages mit der AK-47 vor dem Büro steht und schreit: Ich, ja ich nehme Euch nicht mehr ernst! Was kommt dann? Schießt er? Nimmt uns niemand mehr ernst? Stirbt Rita? Das sagt niemand. Und wir müssen allein sehen, was die Zukunft bringt. Die Leser sagen dann höchstens noch: Sch... auf Schröder und kümmert Euch um Rita! Den Rest müssen wir selbst entscheiden - fast allein, denn wie jede gute deutsche Zeitschriftenredaktion haben wir Astrologen, die mit uns in die Zukunft schauen. Unsere Auguren heißen Gertrud, dass Gänseblümchen, Hermann, der Getränkeautomat sowie (wegen des berühmten Dreisatzes) Johannes Rau und Wladimir Iljitsch Uljanow, unsere Ikonen der Popkultur.
Gertrud (siehe rechts) sagt, mit Meyer ist es endgültig vorbei und mit Müh-Myh-Mnü-Mlynek, sagt sie, wird es schwierig. Weil, so Hermann (Foto in UnAuf 112), Mly-Mülie-Mkny-Mlynek zu viel Wind macht und deswegen von der Uni wieder weggepustet wird. Das ist zu pessimistisch, entgegnet der im Wegpusten erfahrene Johannes (Foto in 113) ein und ruft in seiner jugendlichen Frische: Don't Panic! Alles wird gut, sagt Bruder Johannes, ob mit oder ohne Semesterticket, ob mit oder ohne Großbritannienzentrum und Osteuropainstitut. Nun vorsichtig, wendet hier Wladimir (Bilderverbot) ein: Es ist zwar zu sagen richtig, Panika nicht, Genossen, aber kämpfen Ihr müßt! Sonst kommt der Streik und die Revolution in Ewigkeit, Amen!

Eure UnAuf



Gertrud, das Gänseblümchen

Inhalt

Njuhs 4, 17, 21
Impressum S. 40

Politik

Der Rat empfiehlt, Berlin krakeelt S. 6
Der Wissenschaftsrat hat sein Gutachten vorgelegt

Ende der Interdisziplinarität S. 7
Osteuropa-Institut vor der Schließung

Die optimistische kleine Mühle S. 8
Jürgen Mlynek, der neue HU-Präsident im UnAuf-Test

Semtix und kein Ende? S. 11
Fakten und Diskussion zum Semesterticket

Studieren

Die Zeiten ändern sich S. 18
Geisteswissenschaftler müssen schreiben lernen

Die Schlachten im Raum 2061 S. 20
Studienberatung der Geschichte gemeingefährlich

Wissen

Probleme einer Ausstellung S. 22
HU verweigert O.K. für Ausstellung über „Arisierung"

Ehrenbürger Ibrahim S. 23
Uni Jena beginnt mit Geschichtsaufarbeitung

Die Mitläuferin S. 24
Frauen in der Wehrmacht

„Zum Abschied ein Krokodil" S. 25
Die Erinnerungen des Zoologen Werner Schröder

Kultur

Was übrig blieb S. 26
Nachlese zum Sehsüchte-Filmfestival

Schöne neue Mitte S. 27
Acud akut bedroht

UnAuf-Kinoseiten S. 28, 29

Bewältigungsgroteske S. 31
Castorf inszeniert „Vaterland" von Robert Harris

Vorhang UnAuf S. 32

Lou Reed, a New York City Man S. 33

Musikseiten S. 34

Leben

Melkkuh Student S. 35
Mit Almaxx eröffnet virtuelles Studentenkaufhaus

Metropolen in Deutschland S. 36
Garlstedt – kriminell, medienwirksam und europäisch

Mit grasigen Grüßen... S. 37
Haschisch für alle – eine Unterschriftensammlung

Katechismus des Studenten S. 38

Rest

Rätsel, Tips und Termine S. 39

Special

Jobs und Zukunft für alle, die es wissen wollen S. 41
UnAufgefordert untersucht die wilde Welt
der Jobbörsen, Messen und Karriere-Schleudern

Njuhs

Meyer bleibt bis August

Nach dem Abschluß der Präsidentenwahlen Anfang Mai macht sich die HU auf die Suche nach neuen Vizepräsidenten. Bis zum 6. Juni wird noch nach Bewerbern für die drei oder vier nach Ressorts verteilten Posten gesucht. Nach Absprache mit dem gewählten neuen Präsidenten Jürgen Mlynek sollen alle künftigen Vizepräsidenten aus der HU kommen. Eine erneute Kandidatur des amtierenden Kanzlers Frank Eveslage für den Bereich Haushalt und des Erziehungswissenschaftlers Jürgen Henze für den Bereich Lehre ist sicher. Hinzu kommt wahrscheinlich der Philosoph Oswald Schwemmer. Weiter wird ein Kandidat mit juristischem Sachverstand und eine Frau gesucht. Das Konzil wählt voraussichtlich am 30. Juni die neuen Vize.
Geklärt scheint auch die Frage der Interimsvertretung bis zum Amtsantritt der neuen Leitung am 1. September. Der amtierende Präsident Hans Meyer hatte zwar erklärt, zum 31. Mai zurücktreten zu wollen, inzwischen sieht es jedoch so aus, als ob er sich bis zum Ende seines Vertrages am 31. August langsam aus der Unileitung zurückziehen will. Damit wird der erste Vizepräsident Richard Schröder die Universität ab Juni als amtierender Präsident zwar offiziell leiten, Meyer aber für die anstehenden Verhandlungen mit dem Senat über die Hochschulverträge noch zur Verfügung stehen.

Studentenschaft finanziert Hochschulsport

Der Senat plant, die Studentenschaften der Berliner Hochschulen per Gesetz zu verpflichten, 15 Prozent ihrer Einnahmen aus den Beriträgen der Studenten pro Jahr an die Hochschulen zur Finanzierung des Allgemeinen Hochschulsports abzuführen. Auf diese Weise könnte der Hochschulsport mit 500.000 Mark zusätzliche jährliche Einnahmen rechnen. Dies geht aus der Beantwortung einer Anfrage der Abgeordneten Jeannette Martins (Bündnis 90/Die Grünen) hervor.
Allein die Studentenschaft der HU müßte nach diesen Plänen ca. 100.000 DM im Jahr beim jetzigen Beitragsstand von 10 Mark pro Semester und Student an die Universität weiterreichen. Eine Abschaffung der bereits bestehenden und im letzten Jahr erhöhten Teilnehmer-Entgelte für die einzelnen Kurse ist auch nach Einführung einer allgemeinen Abgabe aller Studenten nicht geplant. Der Senat beruft sich bei seinen Plänen auf einen Beschluß des Abgeordnetenhauses vom Juni 1999 zur Regelung der Finanzierung des Allgemeinen Hochschulsports, der nach einer Kritik des Landesrechnungshofs an der bestehenden Praxis gefaßt wurde. Von den Einrichtungen des Hochschulsports werden die Pläne des Senats vehement abgelehnt, da diese bestehenden Verträgen zuwiderlaufen und die Finanzierung insgesamt ungerecht verteilen würden.

HU immer noch frauenfeindlich?

Frauen sind in der Wissenschaft an der Humboldt-Universität immer noch unterrepräsentiert. Zu dieser überraschenden Erkenntnis kommt die Frauenbeauftragte der HU Marianne Kriszio in ihrem zweiten Bericht über die Situation der Frauen an der Hum-

HU-Frauenbeauftragte Marianne Kriszio

boldt-Universität zwischen 1997 und 1999. Danach liegt der Frauenteil bei den Professuren bei nur 14 Prozent, nur einen Prozentpunkt höher als 1993. An diesem schlechten Bild ändert auch nicht, dass etwa die Hälfte aller Hiwis Frauen sind. Dafür haben Studentinnen allerdings einen klaren Vorsprung vor ihren Kommilitonen mit 56,5 Prozent. Wenn man die Lehrämter mit berücksichtigt, liegt auch der Anteil in den Naturwissenschaften bei 40 Physik. Schlußlicht sind die Physiker und Informatiker mit weniger als 20 Prozent Studentinnen.

Haider kommt teuer

Das Berliner Verwaltungsgericht hat gegen den RefRat ein Ordnungsgeld in Höhe von 5.000 Mark verhängt. Das Gericht hatte im November letzten Jahres den Vertretungen der Studentenschaft der HU per einstweiliger Anordnung alle allgemeinpolitischen Äußerungen und Aktivitäten untersagt. Diese Anordnung sah das Gericht durch eine Anzeige (zu Mumia Abu-Jamal) und eine Schlagzeile ("Haider ist scheiße") in der HUch verletzt. Tim Peters von den Klägern begrüßte die Entscheidung des Gerichts und warnte den RefRat, er solle nicht zu einer „Service-Station für weltweite linksradikale Politik" werden.
Auf Antrag der linken Liste beschloss das Studentenparlament inzwischen die Einrichtung eines „Referats politisches Mandat", um die Tätigkeit des RefRats im Zuge der Klage gegen das allgemeinpolitische Mandat besser koordinieren zu können. Gegen das verhängte Ordnungsgeld kündigte der RefRat Beschwerde an. (siehe auch den Kommentar)

Studentisches Gedenken auf dem Bebelplatz

Die Humboldt-Uni scheint sie inzwischen vergessen zu haben; die Bücherverbrennung vor 67 Jahren. Einzig der RefRat der HU veranstaltete am 10. Mai eine Gedenklesung, um daran zu erinnern, dass nationalsozialistische Studierende der Friedrich-Wilhelm-Universität aus tausenden Büchern auf dem damaligen Opernplatz einen Scheiterhaufen errichtet hatten.
Im Zusammenhang damit rief das StuPa eine „Stiftung 10. Mai" ins Leben, die „das mahnende Gedenken an der HU" lebendig halten möchte. Als erstes ist eine Schiefertafel im Foyer des Ostflügels geplant, auf der die Namen verfolgter Mitglieder der Humboldt-Universität eingeritzt werden sollen. Außerdem plant die Stiftung eine „Bibliothek der verbrannten Bücher" aufzubauen.

5000 DM Ordnungsgeld gegen Studierendenschaft

Kommentar zur Klage gegen den RefRat

Die Festsetzung des Ordnungsgeldes gegen die Studierendenschaft brachte nochmal die Gewißheit, daß die Arbeit aller studentischen Organe durch die Klage erheblich eingeschränkt wird.
Der RefRat hat gegen das Ordnungsgeld Beschwerde eingelegt, weil seine Mitglieder der Auffassung sind, daß weder die bezahlte Zeitungsanzeige in der HUch der Meinung des Zeitungsherausgebers zuzurechnen ist, noch die Auseinandersetzung mit Haiders FPÖ den politischen Bildungsauftrag der verfaßten Studierendenschaft nach dem Berliner Hochschulgesetz überschritten hat.
Die Kläger wollten aber mit ihrem Antrag auf Ordnungsgeld primär zwei andere Aktionen des RefRat bzw. des StuPa vom Verwaltungsgericht abgestraft sehen: die Unterstützung einer Demonstration gegen den Nazi-Aufmarsch in Berlin-Mitte am 29.01.00 sowie das soziale Engagement von Studierenden der HUB in einem Petersburger Jugendgefängnis.
Dazu erklärte das Verwaltungsgericht in seiner Begründung: „Dabei mußte die Kammer nicht der durchaus Zweifel aufwerfenden Frage nachgehen, ob sämtliche von den Vollstreckungsgläubigern vorgetragenen Betätigungen der Vollstreckungsschuldnerin als Verstoß gegen das gerichtliche Unterlassungsgebot zu werten sind." Hieraus wird deutlich, wie willkürlich die Klägerseite beim Verwaltungsgericht die Betätigungen der studentischen Organe denunzierte. Weiter wird offenbar, daß die Chancen einer Ablehnung des Ordnungsgeldantrages bei einer gesonderten Betrachtung der genannten Aktionen durchaus erfolgversprechend gewesen wären. Will der RefRat einen solchen juristischen Teilerfolg, muß er sich jedoch entscheiden, ob er sich weiter blind seinen Gesinnungsgrundsätzen folgend, dem Urteil der herrschenden Rechtsprechung ausliefert oder aber seine politischen Inhalte auf ein taktisches Vorgehen abstellt.

Werner Treß

„Wohin mit all den vielen Geistes- und Sozialwissenschaftlern, die an unseren Universitäten ausgebildet werden?"

Vermittlungsunterstützendes
Trainee für Studierende

Studienbegleitend **In Kooperation mit dem Hochschulteam beim Arbeitsamt Berlin-Mitte** **Förderung möglich**

Die Teilnehmer/innen erarbeiten sich unter Anleitung erfahrener Praktiker aus dem Wirtschafts- und Dienstleistungsbereich Informationen über Entwicklungen und Anforderungen des Arbeitsmarktes, über Beschäftigungsmöglichkeiten in qualifikationsadäquaten Einsatzfeldern und in alternativen Bereichen. Vermittelt werden Erfahrungen und Kenntnisse zu Schlüsselqualifikationen. Trainings verbessern die Sozialkompetenz.

Inhalte: Assessment Center • Selbstmarketing • Training von Sozialkompetenz • Grundkenntnisse der Unternehmensführung (BWL, Management, Marketing) • Berufsfeldorientierung • Praxis-Seminare zur Berufsfeldeinweisung und Praktika

Modus: Studienbegleitend, durchschnittlich 18 Wochenstunden, insgesamt 12 Monate, 29. Mai 2000 bis 25. Mai 2001

Akademie für Kultur & Bildung in Berlin
Rungestraße 19, 10179 Berlin
Info: Telefon 030 27 56 02 06, Herr Dr. Oehler oder www.akademie-kbb.de

Der Rat empfiehlt, Berlin krakeelt

Der Wissenschaftsrat hat sein Gutachten vorgelegt.

Lange wurde gewartet, nun ist es endlich da: das Gutachten des Wissenschaftsrats. Der Berliner Senat hatte nach Abschluß der letzten Sparmaßnahmen an den Berliner Hochschulen und den daraus folgenden Strukturplänen den Rat gebeten, diese Pläne zu bewerten und entsprechende Änderungsvorschläge zu machen. Dies hat der Rat, der das wichtigste beratende Gremium der Hochschulpolitik in Deutschland ist, nun getan und seine Empfehlungen führen wie immer zu Freude, Kummer, Staunen und Protest.

I. Freude
Wie erwartet, hat der Wissenschaftsrat Berlin dringend angeraten, seine 85.000 Studienplätze (bei ca. doppelt so vielen Studenten) zu halten und auszufinanzieren. Weiter mahnt er Berlin, die jährlichen Investitionssummen für den Hochschulbau und die Sachmittelausstattung bei 250 Millionen Mark zu halten, denn sonst wäre der Standort Adlershof und der Ausbau der Charité massiv in Gefahr. Erste Signale aus der Senatsverwaltung für Wissenschaft zeigen, dass zumindest für den Bereich Adlershof diese Mahnung bei den sparwütigen Berliner Politikern angekommen ist.

II. Kummer
Unter dem Schlagwort „Abschied von der Volluniversität" empfiehlt der Rat den drei Berliner Universitäten eine umfangreiche Profilierung ihrer Fächer. Dies bedeutet: Schließung, Fusion und Verkleinerung. So sollen das Osteuropa-Institut an der FU, das Großbritannien-Zentrum an der HU und das Frankreich-Zentrum an der TU geschlossen werden. Weiter soll die TU ihre gesamte Lehrerbildung einstellen und die Geisteswissenschaften an den Naturwissenschaften ausrichten. Die Rechtswissenschaften der TU sollen mit denen der FU fusionieren, ebenso die Ägyptologen, Sudanarchälogen und Theaterwissenschaftler der HU mit ihren Pedants an der FU. Weitere Minifusionen zwischen den Unis werden vorgeschlagen. Der Vorschlag, die Regionalinstitute zu schließen, fordert gegenwärtig den meisten Protest heraus und wird auch von der Senatsverwaltung für Wissenschaft nicht begrüßt.

III. Staunen
Verwunderung hat der Wissenschaftsrat mit seiner Empfehlung ausgelöst, Hochschulräte anstelle der alten und neuen Kuratorien und einen Landeshochschulrat, wie bereits in Brandenburg bestehend, zu bilden. Mit diesen Gremien, so der Rat, sollen die Berliner Entscheidungsstrukturen verbessert werden. Der Vorschlag stößt allgemein auf große Skepsis, denn mehr Entscheidungsvollmachten als die bereits bestehenden neuen Kuratorien kann auch ein Hochschulrat nicht haben und, so die Kritiker, an den in der Tat schwierigen Berliner Entscheidungsstrukturen wird er kaum etwas ändern.

IV. Protest
Dieser wird wohl erst nach Redaktionsschluß dieser Zeitung richtig anlaufen. Gegenwärtig konzentriert er sich gegen die Schließung des Osteuropa-Instituts (siehe Seite 9) und die Zusammenstreichung der Geisteswissenschaften an der TU. „Die TU wird von den Geisteswissenschaften nicht lassen", sagte ihr Präsident Hans-Jürgen Ewers, und sein Kollege Peter Gaehtgens von der FU verwies darauf, dass gerade die neue Bundeshauptstadt ein Osteuropa-Institut brauche. Die HU hat noch nicht mitprotestiert, denn ihr amtierender Präsident Hans Meyer ist zur Zeit nicht anwesend.

jot

Wichtige Bauvorhaben an der Humoldt-Uni

Protokoll der Wichtigen-Bauvorhaben-Sitzung am 10.05.2000. Teilnehmer: Wichtige-Bauvorhaben-Experte Ewald-Joachim Schwalgin, ein Telefon, UnAuf. Die Sitzungsleitung hat das Telefon.

Foto: maat

Aktuelle fünf Minuten: Ewald-Joachim Schwalgin informiert, dass das Loch im Dach der Kommode gefährlich undicht ist, die Baumaßnahme am Krähenfuß sich verzögert und die Technische Abteilung der HU bis 2002 praktisch pleite sei, dies aber von den meisten Professoren der Uni nicht geglaubt werde. Die UnAuf bekräftigte den Bauvorhaben-Experten in der Ablehnung dieser Ungläubigkeit: „Typisch Prof's!". Die Tagesordnung wird nach Verteilung eines Sitzungsgetränks beschlossen.

Punkt 1: Feststellung des Verschwindens von Bänken auf dem Hof der Säulenmensa. Schwalgin erklärt, das Studentenwerk habe die Bänke im letzten Jahr falsch lackiert. Dies mache eine erneute Demontage, tischlermäßige Überarbeitung und Neulackierung der Bänke notwendig. Das Wichtige-Bauvorhaben wird demnächst abgeschlossen. Eine Nachfrage der UnAuf ("Und was kostet das alles?") wird mit großer Mehrheit abgelehnt.

Die Sitzungsleitung unterbricht die Sitzung.

Punkt 2: Beseitigung von Irritationen über eine Rampe im 2. Obergeschoß des Ostflügels im Hauptgebäude. Schwalgin erklärt, diese Rampe stehe den Hausmeistern bei Materialtransporten zur Verfügung und werde von diesen bei Bedarf zusammengesteckt und nach Abschluß des Bedarfs wieder auseinandergesteckt und an die Wand gelegt. Die UnAuf fragt, wie, wenn dies eine Materialrampe sei, Behinderte mit Rollstuhl ihre Toilette im 2. Obergeschoß des Ostflügels besuchen können. Abschließende Erklärung der Technischen Abteilung zu dieser Nachfrage: „Eine interessante Frage!"

Der Punkt 3 (endlich freie Sanierung des Kupfergrabens 5 nach Rausekelung der Musikwissenschaften) wird von der UnAuf ("kapitalistische Baumethoden") von der Tagesordnung gestrichen.

Punkt 4: Ausschluß der Öffentlichkeit, Klärung interner Möbelfragen.

Die Sitzungsleitung beendet die Sitzung.

Ende der Interdisziplinarität

Der Wissenschaftsrat will das Osteuropa-Institut an der FU schließen, seine Professoren laden HU und Viadrina zu einem „relaunch" ein.

Das Osteuropa-Institut an der Freien Universität hätte die Chancen nach der Auflösung der politischen Blöcke 1989 nicht genutzt, hat der Wissenschaftsrat, der die Bundesregierung in der Hochschulpolitik berät, am vergangenen Freitag festgestellt. Sein Vorschlag: Schließung des Instituts.

Noch vor der Veröffentlichung des Vorschlags kündigte FU-Präsident Peter Gaethgens an, es stattdessen ausbauen zu wollen: „Achtzig Kilometer von der polnischen Grenze entfernt wird ein solches Institut gebraucht", verkündete er.
Darum aber, was „ein solches" Institut ausmache, gab es seit langem Streit, wo - so war es das bisherige, interdisziplinäre Prinzip - zu Osteuropa kompetente Wissenschaftler verschiedener Disziplinen an einem Ort versammelt waren und aus der so entstehenden Methodenvielfalt neue Blüten sprießen sollten. Es fand jedoch das Gegenteil statt: Die Arbeitsbereiche wurden zu Trutzburgen, bei der Besetzung neuer Stellen gab es Blockaden, die alles lähmten: Drei von sechs Professuren sind zurzeit unbesetzt, bald ist es auch die vierte.

Die Gretchenfrage dabei ist methodischer Natur: Soll das Institut weiterhin an Regionalstudien festhalten oder sich - gemäß dem internationalen Forschungstrend - zunehmend vergleichenden Studien widmen? Man könnte sagen, die Globalisierung hat die Wissenschaft erreicht: Der Vergleich des Tschetschenienkonflikts mit der Krise in Sierra Leone soll nun kein methodisches Problem mehr sein. Die Differenzen liegen zwischen den beiden letzten noch funktionierenden Lehrbereichen des Instituts: Während die Politikwissenschaft gern und viel vergleicht, weisen die Geschichtswissenschaften naturbedingt lieber auf regionale und kulturelle Diversifizierung hin.

Im Streit um ein Profil des Instituts ging dieses verloren. So fällt auch die Identifikation mit den nicht vorhandenen Institutsinteressen schwer: Professor Klaus Segbers, Leiter des Arbeitsbereichs „Politik und Gesellschaft", soll in einem Examens-Kolloquium nach einer Sitzung des Institutsrats gesagt haben, er persönlich hänge nicht mehr am Osteuropa-Institut. Das ist zwar ein Affront, aber es ist auch schade, denn nach seinem Antritt im Jahr 1996 brachte der Politikberater Segbers einiges ein: Er setzte einen stärkeren Praxisbezug durch und zog Forschungsprojekte an das Institut. Eine Studentin sagt, Segbers hätte „das Schlauchboot flottgemacht", nun steche er aber Löcher hinein.

Noch ist die Luft nicht ganz raus: Ein Papier, an dessen Entstehung alle noch besetzten Lehrstühle beteiligt waren, skizziert den „relaunch": Zukunftsentwürfe für ein neues Berliner Osteuropa-Zentrum. Das Wort „interdisziplinär" kommt in dem dreiseitigen Dokument nicht vor. „Dass sich Interdisziplinarität wirklich fruchtbar auswirkte, habe ich nicht erlebt", sagt Ricarda Vulpius, Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Geschichte bei Professor Holm Sundhaussen. Ein Nebeneinander der Disziplinen soll nun die gewollte Überschneidung ersetzen. Zur osteuropäischen Grundlagenforschung, dem Schwerpunkt der beschriebenen Einrichtung, laden die Unterzeichner auch Forscher der Humboldt-Universität und der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder ein. Die Entscheidung, ob Berlin dieses Osteuropa-Zentrum gebrauchen könne, müsse nun die Diskussion in Politik und Wirtschaft bringen, sagt Segbers. Endlose Debatten und Grabenkämpfe scheinen vorprogrammiert.

cd

Foto: Beetz

Die optimistische kleine Mühle

Der Konstanzer Physiker Jürgen Mlynek wird neuer Präsident der Humboldt-Universität.

UnAuf: Herr Mlynek, die Humboldt-Universität hatte bei Ihrer Kandidatur große Probleme, sich die korrekte Schreibweise Ihres Namens zu merken. Geben Sie uns eine Hilfe, damit wir in den nächsten Jahren nicht vergessen, wie Mlynek geschrieben wird.

Mlynek: Ganz einfach: Marta, Ludwig, Ypsilon / Nordpol, Emil, Konrad. Mlynek heißt „Kleine Mühle"; dies kann man sich doch gut merken, oder?

Gut, das können wir uns merken. Bleibt die Unsicherheit, warum jemand ausgerechnet zu diesen krisenhaften Hochschulzeiten in Berlin Präsident der Humboldt-Universität werden will. Warum haben Sie sich hier beworben?

Ich habe mich um dieses Amt zunächst nicht beworben, sondern bin aus der Universität heraus auch von der Findungskommission gefragt worden. Nach anfänglich starker Skepsis meinerseits hat mich hauptsächlich die produktive Unruhe, die hier an der Humboldt-Universität nach wie vor herrscht, im positiven Sinne angesteckt. Hier gibt es noch viele Leute, die mit dieser Universität etwas Besonderes machen wollen. Dies hat mich angesteckt und gereizt. Ich empfinde die Präsidentschaft hier als eine große Herausforderung und glaube, dass es eine schwierige, aber sehr reizvolle Aufgabe ist.

Von Ihnen wird erwartet, dass Sie der Humboldt-Uni aus ihrer gegenwärtigen Lethargie helfen.

Ich habe das klare Wahlergebnis für mich auch so verstanden, dass man mir zutraut, diese Lethargie zu beenden. Ich möchte die Mitarbeiter motivieren und die bestehende Bereitschaft an der Universität nutzen, die Entwicklung von Lehre und Forschung an Exzellenzkriterien auszurichten. Dabei bin ich mir wohl bewußt, dass die schlechten finanziellen Rahmenbedingungen für die Universität in den nächsten Jahren nicht besser werden.

Sie sind mit dem Schlagwort „die Stärken stärken, die Schwächen abbauen" in der Humboldt-Universität eingezogen. Müssen die Geisteswissenschaften Angst vor Ihnen haben?

Das ist leider mißverstanden worden. Schwächen abbauen heißt nicht die Schließung der kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer. Ich meinte damit die verstärkte Ausnutzung von Synergieeffekten zwischen den Fächern, auch zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Von daher keine Angst, der Physiker Mlynek wird sich um alle Fächer kümmern!

Wie ist es mit den Studenten? Bei deren Vertretern im Konzil gelten Sie als neoliberal, deren Stimmen haben Sie nicht erhalten.

Ich will auch hier wie in Konstanz mit den Studierenden eine gute Zusammenarbeit erreichen. Ich bin zuversichtlich, bestehende Vorurteile ausräumen zu können und hoffe auf aktive Studierende, denn ohne sie ist die Universität tot.

Wie stehen Sie zu Studiengebühren?

Studiengebühren sind für mich zur Zeit kein Thema von höchster Priorität. Man sollte immer beachten, dass ein Studium schon heute sehr kostspielig ist.

Last exit Mlynek

Die Humboldt-Uni kann es auch besser. Nach einem erfolglosen Wahlgang im Februar und viel Chaos im Anschluß hat das Konzil am 4. Mai mit erstaunlicher Schnelle (20 Minuten) und bestechender Klarheit (40 zu 18 Stimmen) einen neuen Präsidenten gewählt. Jürgen Mlynek, 49 Jahre jung, Professor für Experimentalphysik an der Universität Konstanz und einer von acht Vizepräsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, wird als dritter Präsident der Universität seit 1990 am 1. September die Geschäfte des Amtsinhabers Hans Meyer übernehmen.

Auch für den Leibniz-Preisträger, beachtlichen Drittmittel-Einwerber (20 Millionen Mark seit 1990) und begnadeten Forscher (8 Patente) ist es der zweite Anlauf. Im vergangenen Jahr hatte er sich an der Universität Konstanz um das Rektorat beworben und scheiterte gegen den Literaturwissenschaftler Gerhart von Graevenitz. „Er wollte zuviel Macht", nennt Christian Schütze vom unabhängigen AStA der Uni Konstanz einen Grund für Mlyneks Niederlage. Mlynek habe das Rektorat zu einem Machtzentrum mit ihm als Mittelpunkt ausbauen wollen. Dies klingt bekannt und stimmt nachdenklich, denn genauso lautete die finale Kritik am nicht wiedergewählten HU-Präsidenten Hans Meyer. Man sehe den Physiker jetzt mit einem lachenden und einem weinenden Auge nach Berlin ziehen, sagt Schütze weiter. Einerseits sei es schade, dass der gute Hochschullehrer und effiziente Forscher weggehe, andererseits sei man nicht unglücklich, dass er seine hochschulpolitischen Ambitionen fern von Konstanz auslebe. Andere Angehörige der Uni unterstellen Mlynek gar dem Drang nach Höherem: Der will doch Minister werden!

Mlynek selbst freut sich auf seine neue Tätigkeit und hofft, dass die HU „auch in Zukunft ihren bedeutenden nationalen und internationalen Ruf verteidigen kann".

Die Schwerpunkte seiner Amtszeit in Berlin sieht Mlynek in einer Reform der Lehre, den Aufbau einer exzellenten Forschung mit der Bildung eines „Center of Junior Research Fellows" für den wissenschaftlichen Nachwuchs und die Verteidigung der Planungssicherheit für die Universität inklusive des beschleunigten Aufbaus der Forschungsstadt Adlershof. Alles Weitere und Konkretere wird er im September bei Amtsantritt bekanntgeben, denn jetzt will Mlynek sich „erst einmal schlau machen über die Humboldt-Universität und die Berliner Verhältnisse".

Sein unterlegener Gegenkandidat, der Bayreuther Physiker Helmut Büttner, hatte sich schon schlau gemacht und äußerte nach seiner Nichtwahl Erleichterung, „denn als ich überlegt habe, was hier auf mich zukommt, dachte ich: Oh Gott, Oh Gott!"

Übermäßiger Optimismus herrschte nach der Wahl nicht an der Humboldt-Universität, vielmehr ein wohlmeinender Zweckoptimismus, den der Mathematiker und alte Humboldt-Kämpfer Bernd Bank kommentiert: „Wir haben den Richtigen gewählt, und jetzt müssen er und wir Erfolg haben. Noch eine Chance haben wir nicht."

jot

Wie wollen Sie den auch an der Humboldt-Universität existierenden Grabenkampf zwischen den einzelnen Interessens- und Statusgruppen überwinden?

Ich habe nicht den Eindruck, dass es derartige Auseinandersetzungen an der Humboldt-Uni gibt. Ich hoffe, dass der bisherige sachbetonte und offene Stil in der Zusammenarbeit bestehen bleibt. Darauf lege ich großen Wert. Ich möchte, dass sich in der Universität bei der Lösung von Problemen stets die beste Idee durchsetzt. Wer diese Idee hat, ob Studierende, Mitarbeiter oder Professoren, muß zweitrangig bleiben. Wir brauchen einen offenen Wettbewerb der Ideen, damit sich alle Mitglieder mit ihrer Universität identifizieren können...

Und einen starken Präsidenten an ihrer Spitze.

Das eine schließt doch das andere nicht aus. Man braucht einen starken Präsidenten, will man die Interessen der Universität nach außen gut vertreten. Mit dem Bild eines starken Präsidenten habe ich keine Probleme, ich gelte als entscheidungsfreudig und möchte das auch an der Humboldt-Universität bleiben.

Aber bitte im Team, denn mit Ihren noch zu wählenden Vizepräsidenten sollen Sie eine Uni-Leitung neuen Stils und herausragender Kollegialität darstellen.

Ich hoffe, dass die Vizepräsidenten und ich im Team loyal fair und konstruktiv zusammenarbeiten werden. Ich hoffe weiter, dass wir gemeinsam das nötige Rückrat haben, um auch unbequeme Entscheidungen durchzusetzen.

Werden Sie zulassen, dass bei der Findung der Vizepräsidenten die übliche Quotierung nach Status, Fächergruppen, Ost/West und Frauen über der Fachkompetenz der zu besetzenden Ressorts stehen wird?

Sie fragen jetzt nach der Quadratur des Kreises. Aber wir sollten versuchen, eine in ihrer Sachkompetenz starke Leitung zu bekommen. Dies wird im wesentlichen von den Personen abhängen, die dann zur Wahl stehen.

Sie kommen vom grünen Bodensee in die staubige Baustelle Berlin . Haben Sie sich das wirklich gut überlegt?

Jürgen Mlynek, 49, neuer Präsident der HU-Berlin

Es wird nicht einfach, aus der Idylle der Bodenseelandschaft in die rauhe Welt der Großstadt zu wechseln. Aber wenn meine Familie und ich hier einen Wohnort finden mit etwas Grün und vielleicht einen kleinen See in der Nähe zum Baden – dann wird der Wechsel nicht allzu schwer werden. Ich bin da wie bei allen anderen Fragen von Hause aus Optimist.

Herr Mlynek, wir danken für das Gespräch und wünschen viel Erfolg!

Die Fragen stellten kma und jot

Anzeige

KAMINSAUNA
Der Saunahit in der Stadt

- Römisches Dampfbad
- Bio-Dampfbad
- Hinterwandsauna
- Finnische Sauna
- Tauchbecken
- Solarium
- Wassermassagebett
- Hautmassage
- Kaminofen
- Getränke & Imbiss

Bornholmer Straße 12
10439 Berlin (P'berg)
Tel.: 030/444 16 46

Hübnerstraße 4
10247 Berlin (F'hain)
Tel.: 030/42 01 64 76

Öffnungszeiten:
Mo-Do: 15.00-23.00 Uhr
Fr, Sa: 15.00-24.00 Uhr
So: 10.00-23.00 Uhr

Normaltarif:
15,- DM (2½h)
Studententarif
(bis 18.00 Uhr):
13,- DM (2½h)

$E = mc^2$
Ihr habt die Zeit. Wir haben den Raum.

Fahrräder umsonst reparieren.
hubSchrauber

Wo: Geschwister-Scholl-Straße 7 (Innenhof)
Kontakt: 2093-4169

Wenn Radio, dann...

102,6 MHz
KABEL 89,85

www.fritz.de

Nur echt mit der Wollmütze.

Semtix und kein Ende?

Der Stand der Dinge zum Semesterticket in Berlin

Vor drei Wochen gab es auf der Campus-Seite des Tagesspiegel nur ein Thema: Semesterticket. Tilmann Warnecke und Robert Ide informierten über den Stand der Verhandlungen zwischen den Verkehrsbetrieben und Semtix. Dabei erfuhr die interessierte Öffentlichkeit, das Ticket sei im Prinzip schon so gut wie durch – wenn nur die Studenten, namentlich Florian Böhm, Vertreter der TU bei Semtix und professioneller „Bremser", endlich ihre überzogenen Forderungen und ihre Blockadehaltung aufgäben. Aber wie steht es denn nun mit einem Semesterticket in Berlin?

Jahrelang war eher Funkstille zwischen Semtix, einem Zusammenschluß der 24 Studierendenschaften in Berlin und Brandenburg für das Semesterticket, und den Betrieben des öffentlichen Nahverkehrs in Berlin. Kick-off für die derzeitigen Verhandlungen war der Koalitionsvertrag zwischen der CDU und ihrem Juniorpartner SPD im Dezember, in dem das Semesterticket für ein verbundweites Ticket zum Preis von 215 Mark und als Solidarmodell festgeschrieben ist. Ende Januar bekam Semtix ein Schreiben, in dem die SPD-Fraktion und der Verkehrsverbund Berlin Brandenburg (VBB) vorschlugen, die Urabstimmung über das verbundweite 215-Mark-Solidar-Modell mit Sozialhärtefallregelung vorzubereiten. Die Studentenparlamente von HU, FU und TU faßten daraufhin im März entsprechende Beschlüsse, Urabstimmungen durchzuführen, sobald ein Vertragswerk vorläge.

Am 10. März sollte in einem Gespräch in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung der Vorschlag mit allen Berliner Verkehrsbetrieben nochmal besprochen werden, nachdem diese den Vorschlag plötzlich nicht mehr mittragen wollten.

Die BVG war nicht mehr einverstanden mit dem Preis, sondern wollte mehr Geld für das Ticket. Sie machte den Vorschlag: 215 Mark für AB inklusive des Potsdamer Stadtgebiets. Das widersprach dem Koalitionsvertrag und dem, was eigentlich schon der Stand der Vereinbarungen war. „Die Verkehrsbetriebe haben Strieder einen Waschzettel vorgelegt, wo sie ihm irgend etwas vorkalkuliert haben, was aber nicht geprüft worden ist. Wir haben gebeten, die Kalkulation einzusehen, was von der BVG barsch abgewiesen wurde", sagt Florian Böhm. Semtix vermutet, die Berliner Verkehrsbetriebe wollen sie absichtlich im Unklaren über die Zahlen lassen.

Senator Strieder war nicht zufrieden mit dem Stand der Verhandlungen, dennoch einigte er sich mit den Betrieben auf 215 Mark für die Tarifbereiche ABC. Das stellte für die Betriebe einen Teilerfolg dar, denn gegenüber 215 Mark für ein verbundweites Ticket, würden die BVG und die S-Bahn ungefähr fünf Millionen Mark mehr umsetzen. Desweiteren müßten die Berliner Verkehrsbetriebe den Umsatz, den sie mit den Studenten machen würden, nicht mit den Betrieben im Land Brandenburg teilen, denn das Ticket wäre nur für ABC. Es scheint demnach, als ginge es bei der Diskussion um das Semesterticket vor allem darum, wer wieviel Geld bekommt und wer mit wem teilen muß.

Der neue Vorschlag, 215 Mark für ABC, mußte nun in den Gremien der Verkehrsbetriebe besprochen werden. Um über die Umsetzung des Tickets zu sprechen, sollten alle Beteiligten zusammentreten. Eingeladen dazu waren die DB-Regio, S-Bahn Berlin, BVG, der Verkehrsverbund und Semtix. Das Gespräch verlief ohne jedes Ergebnis, denn BVG und S-Bahn nahmen daran nicht teil. „Das Gespräch war schlichtweg boykottiert worden" sagt Annette Heppel, Vertreterin der FU bei Semtix. „Wir konnten nicht über Vertragsbedingungen oder irgendetwas diskutieren, weil zwei der größten Partner nicht anwesend waren."

Am Donnerstag, dem 13.4., kamen schließlich doch alle Beteiligten zusammen. Das Gespräch hatte im Vorfeld Probleme aufgeworfen: Die BVG sagte, wenn das Treffen beim VBB stattfinden würde, käme sie nicht. Wiederum haben einige Studierendenschaften gesagt, wenn das Treffen bei der BVG stattfindet, kämen sie nicht. So mußte ein „neutraler" Ort gefunden werden, und schließlich konnte das Gespräch in der TU stattfinden. Dieses Mal kamen zum ersten Mal in der (Vor-) Geschichte des Berliner Semestertickets alle Beteiligten, also S-Bahn, DB Regio, BVG und der Verkehrsverbund zusammen mit den Studierendenschaften an einen Tisch. „Die Verhandlungen mit Semtix waren sehr konstruktiv," sagt Cornelia Christian, Bereichsleiterin Marketing des VBB, „aber es gibt natürlich Determinaten, die sich nicht mehr ändern werden, zum Beispiel wird es keine Änderungen geben am Preis für die Tarifbereiche ABC."

Am 5. Mai wurde Semtix der neue Vertragsvorschlag geschickt.

Foto: maat

Die Entscheidung der beteiligten Verkehrsbetriebe stand zum Redaktionsschluß noch nicht fest.

Eine kurze Geschichte von Semtix

1991 wurde in Darmstadt das erste Semesterticket eingerichtet als alternatives Modell zur Verkehrsfinanzierung. Beide Seiten haben etwas davon: die Verkehrsbetriebe sichere Einnahmen, die Studierenden können billig die Verkehrsmittel nutzen. Seitdem sind in fast allen Bundesländern Semestertickets entstanden. In Berlin beschäftigten sich seit Herbst 1992 zwei Arbeitsgruppen an HU und TU mit einem Ticket. Die BVG konnte damals noch keine Tarife machen, sondern war zu 100 Prozent von den Entscheidungen des Landes Berlin abhängig. Die Arbeitsguppe der TU wurde deshalb bei der Senatsverwaltung für Verkehr und Betriebe vorstellig. Der zuständige Beamte, Dr. Kramer, sagte damals: „Das ist eine Extrawurst für Studierende und Extrawürste werden bei uns nicht gebraten." Dr. Kramer ist heute Marketing-Direktor bei der S-Bahn und mittlerweile ganz anderer Meinung. So haben sich zunächst die Berliner ASten zusammengeschlossen, um die Studierenden von der Idee zu überzeugen. Seit Herbst 1993 heißt die Gruppe „Semtix".

Seit 1994 kann die BVG als eigenwirtschaftlicher Betrieb öffentlichen Rechts ihre Tarife selbst gestalten, wobei der Senat das genehmigen muß. Im März 1994 gab es die ersten Gespräche mit dem BVG-Vorstand, der die Idee eines Semestertickets begrüßte. Das erste Angebot kam allerdings erst im Frühjahr 1995: 205 Mark pro Semester. Semtix war das entschieden zu hoch. Weitere Angebote lagen immer über 200 Mark. Eine Kalkulation stach dabei allerdings hervor: nur 185 Mark. Das war für Semtix eine Verhandlungsbasis. Drei Tage später aber kam ein Anruf des Mitarbeiters, der diese Berechnung geschickt hatte. Der Vorstand hätte gesagt, aus strategischen Gründen könne das nicht gehen, in Hamburg hätte man auch einen Betrag von 199 Mark durchbekommen, in Berlin könne das nicht billiger sein, und er müsse die Kalkulation zurückziehen. Das letzte Wort war dann tatsächlich 199 Mark. Darauf machte die TU eine Urabstimmung, bei der die 199 Mark durchfielen, aber zwei Drittel der Studenten befürworteten das Solidarmodell. Gleichzeitig gaben die Studierenden an, sie wären bereit, 160 Mark zu zahlen. „Wir haben das der BVG angeboten," erzählt Florian Böhm, „und Herrn von Weide, heute Aufsichtsrats- damals Vorstandsvorsitzender der BVG, sagte, nein, das ginge nicht, ‚wir sind doch kein Teppichladen'."

Seitdem gab es immer wieder mal sporadische Kontakte zwischen den Studenten und den Verkehrsbetrieben, passiert ist zumindest oberflächlich nicht viel, wie wir wissen. Zudem hatte Semtix anscheinend lange keine Lust, Angebote anzunehmen. Inzwischen ist das Semesterticket Bestandteil des Koalitionsvertrages der Berliner Regierung und es sieht so aus, als könne zum Sommersemester 2001 das Ticket starten. Solange gibt es zwei Modelle in Berlin, das Sockelmodell an der Technischen Fachhochschule und der Evangelischen Fachhochschule und den Vorschlag, der zur Zeit verhandelt wird.

kma

Einige bundesweite Modelle im Vergleich

Nach einer Erhebung der Bundeskoordination Studentischer Ökologiearbeit (BSÖ) haben mittlerweile mehr als 100 Hochschulen ein Semesterticket. Hier stehen einige Modelle nebeneinander, um diese mit den Berliner Modellen zu vergleichen.

Viele Hochschulen teilen sich im Leistungsumfang identische Tickets, wenn sie im gleichen Verkehrsverbund liegen. Das größte davon ist das im Verkehrsverbund Rhein-Ruhr (VRR) geltende Semesterticket für mindestens 16 Hochschulen. Im gesamten VRR-Gebiet, das Städte wie Düsseldorf, Dortmund, Bochum, Wuppertal oder Duisburg umfasst, können die Studierenden für 108,50 Mark pro Semester S-Bahn und Nahverkehr der Deutschen Bahn sowie die Bahnen und Busse der Rheinbahn nutzen. Für Studierende mit Wohnorten im Übergangsbereich Verkehrsverbund Rhein-Sieg (z.B. Köln) gilt das Semesterticket auf dem direkten Weg vom Wohnort zur Uni.

Hochschulen im Bereich des Hamburger Verkehrsverbundes (HVV) zahlen zur Zeit 231,50 Mark pro Semester für alle Busse und Bahnen im HVV-Gesamtbereich. Die Studenten aus Frankfurt/Main zahlen für ihr Semesterticket 194,50 Mark. Das Tikket gilt für alle hessischen sowie Mainzer Hochschulen im Rhein-Main-Verbund und existiert seit dem Wintersemester 1996. Damals zahlten die Studierenden 166 Mark für das gesamte RMV-Gebiet. Zwischen 1996 und 1998 folgten mehrere Preiserhöhungen auf 174,50 Mark. Als wegen gestiegener Fahrgastzahlen neue Bahnen eingesetzt werden mußten, schlug der RMV den ASten eine Preissteigerung von 46 Prozent vor. Nach Protesten kündigte der RMV das Semesterticket zum Sommersemester 2000. Mit Hilfe von Frankfurts Oberbürgermeisterin Petra Roth fanden die Parteien einen Kompromiss: Das Ticket gilt nun für alle Busse und Bahnen des Nahverkehrs sowie die Regionalbahnen des Nahverkehrs der Deutschen Bahn und auch für die dem Fernverkehr zugehörigen InterRegios. Außerdem haben sich RMV und die Studentenschaften auf eine Preissteigerung auf 218,50 Mark bis zum Jahr 2004 geeinigt.

In Berlin gibt es zur Zeit zwei Modelle. Einmal das Sockelmodell der Technischen Fachhochschule (TFH) und der Evangelischen Fachhochschule (EFH); die Studierenden zahlen einen Sockelbetrag von 80 Mark. Dadurch können sie am Wochenende im Tarifbereich AB ohne weitere Kosten fahren. Wer auch unter der Woche fahren möchte, kann ein Monatsticket von 39 Mark für AB oder 54 Mark für ABC kaufen. Demgegenüber steht ein Vorschlag der Verkehrsbetriebe und des Senats: Die Studierenden bezahlen 215 Mark und dürfen in allen drei Tarifbereichen fahren. Um Einzelheiten wie Fahrradmitnahme, Kindermitnahme, Sozialfond usw. wird gerade verhandelt.

Wer sich näher informieren möchte, dem steht die Datenbank des Infodienstes der BSÖ im Internet unter: www.fachschaften.tu-muenchen.de/bsoe/ zur Verfügung. Sie versucht einen statistischen Überblick darüber zu geben, welche Hochschulen in Deutschland ein Semesterticket unter welchen Konditionen besitzen und welche Hochschulen noch immer darauf verzichten müssen.

jes

SPEICHER
Freizeit • Arbeit • Camping • Survival
Discountladen Greifswalder Str. 216
Mo-Fr. 10.00-19.00 Sa. 9.00-14.00

Semtix auf der Couch

Solibeitrag oder Selbstbestimmung?

Wieso gibt es das Sockelmodell nur für TFH und EFH? Warum nicht für ganz Berlin? Und warum dauern die Verhandlungen so lang? Generationen von Studenten könnten doch längst mit einem Semesterticket fahren! Um der Gruppe ein bißchen auf den Zahn zu fühlen, hat UnAuf vier Vertreter der Länderkoordination Semtix eingeladen. Zum Gespräch waren eingeladen Ralph Piske, Technische Fachhhochschule (TFH), Annette Heppel, Freie Universität (FU), Oliver Stoll, Humboldt-Universität (HU) und Florian Böhm von der Technischen Universität (TU) in Berlin

UnAuf: Ralph, warum habt Ihr vom AStA der TFH allein mit der BVG verhandelt?

Ralph: Unser Modell baut auf die lange Arbeit von Semtix auf. Wir gehen vom 215-Mark-Modell aus, aber unabhängig vom Tarifgebiet und dem Solidaritätsgedanken. Bei der Urabstimmung 1998 gab es keine große Begeisterung für das Solidarmodell für 215 Mark, da haben wir einen Fragebogen zum Wintersemester 1998 mit der Rückmeldung verschickt, um ein besseres Meinungsbild zu kriegen.

Warum noch einen Fragebogen, waren nicht genügend Teilnehmer bei der Urabstimmung?

Ralph: Wir fragten nach dem Wohnort der Studenten, wie sie an die Uni kommen, wie oft und wann sie die Öffentlichen benutzen. Es ging aber vor allem darum, ob sie die Idee des Semestertickets toll finden oder nicht und ob es freiwillig sein soll. Ein Drittel der 6.000 Studenten hat geantwortet. Das Resultat: Semesterticket, aber freiwillig. Viele unserer Studenten sind extra nach Wedding gezogen, damit sie nicht mit den Öffentlichen fahren müssen. Andere könnten auch mit Ticket nachts nicht nach Hause kommen, ein Semesterticket würde nicht gleich eine bessere Anbindung bedeuten. Und natürlich gibt es viele notorischer Autofahrer. Es gab also viele Motivationen, gegen das 215-Mark-Modell zu sein.

80 DM freiwillig!

Dann sind wir zur BVG und haben über ein Alternativmodell nachgedacht. Nach zähen Verhandlungen mit BVG und S-Bahn kam es zu dem Kompromiß, dass erstmal ein möglichst niedriger Sockelbetrag mit einem hohen Preis für die Monatskarte eingeführt wird. Es war klar, dass der Einspareffekt im Vergleich zum Azubi-Ticket nicht so hoch sein kann, wenn Freiwilligkeit das wichtigste Kriterium ist. Aber die gesamte Kalkulation basiert auf einer Nutzerquote von 58 %; wenn die stimmt, was noch nie überprüft wurde, bedeutet das für die Öffentlichen keine Verschlechterung. Der 215-Mark Betrag umgelegt auf das Sockelmodell und einen Monatskartenpreis von 39 bzw. 54 Mark ist kostenneutral.

Welche Leistungen sind in Eurem Modell enthalten?

Ralph: Durch permanente Vorstelligkeit bei den Verkehrsbetrieben waren sie bereit, in den Sockelbetrag eine Leistung hineinzupacken: die Studenten können am Wochenende auch ohne Monatskarte fahren, inklusive Fahrrad und Kind. Ich glaube, dass damit zumindest am Wochenende die Autofahrer auf die Öffentlichen umsteigen, was ja auch im Sinne von Semtix ist.

Warum habt Ihr Euch von Semtix abgespalten?

Ralph: Wir haben uns nicht abgespalten, wir haben Semtix immer informiert, Oliver und Florian waren oft auf den StuPa-Sitzungen der TFH, wenn es um das Thema ging. Wir operieren nicht mit demselben Tarifgebiet, aber auf derselben Rechnungsgrundlage. Wenn man kein konkretes Angebot hat, dass man den Studenten anbieten kann, sondern nur Denkmodelle, muß man einfach nach Alternativen suchen und schnell konkret werden, da die 215 Mark eindeutig bei uns durchgefallen sind.

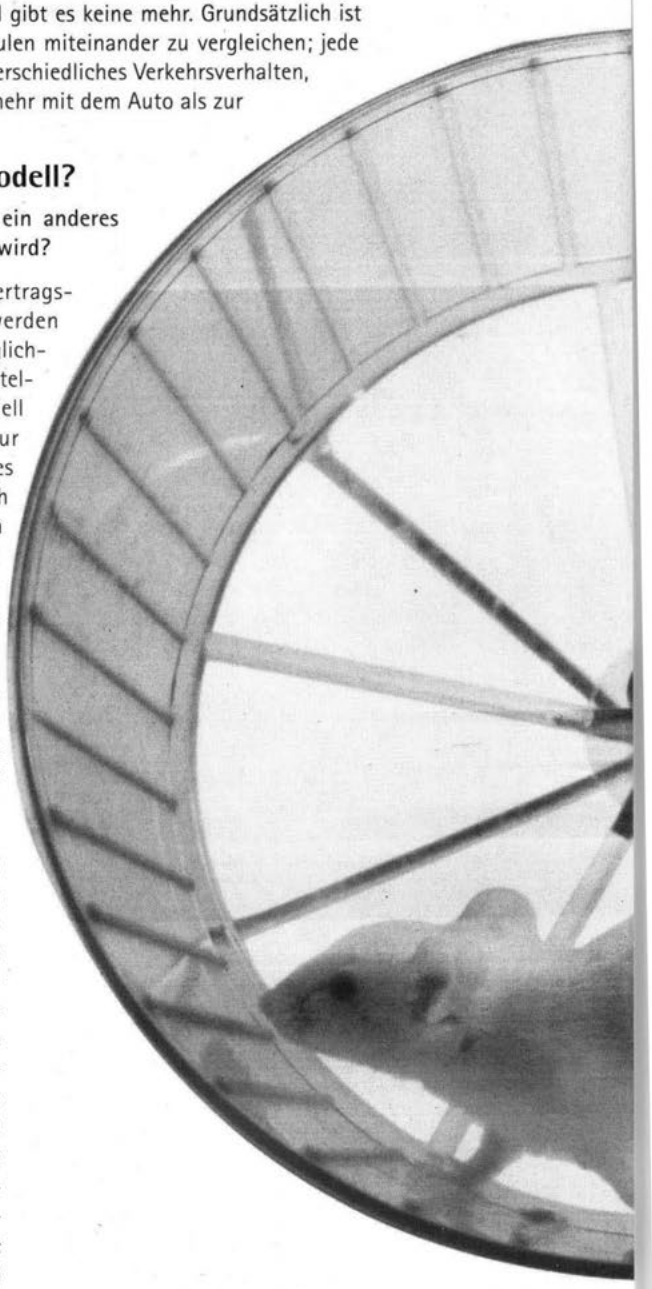
Könnte das Sockelmodell für alle Hochschulen eingeführt werden?

Ralph: Am Anfang hieß es „ja" von der BVG. Aber die Politik hat sich jetzt auf 215 Mark für Jeden eingeschworen, Diskussionen um unser Modell gibt es keine mehr. Grundsätzlich ist es schwer, die Hochschulen miteinander zu vergleichen; jede Hochschule hat ein unterschiedliches Verkehrsverhalten, z.B. fahren zur FU viel mehr mit dem Auto als zur HU.

Sanftes Sockelmodell?

Was macht Ihr, wenn ein anderes Modell vorgeschlagen wird?

Ralph: Wenn es ein vertragsreifes Angebot gibt, werden wir natürlich beide Möglichkeiten zur Abstimmung stellen. Aber das Sockelmodell ist der erste Schritt zur sanften Einführung eines Semestertickets. Aber ich glaube, dass ich für ein 215-Mark-Modell an der falschen Hochschule bin, die Akzeptanz ist einfach nicht da.



Annette: Was passiert, wenn der Vertrag nach einem Jahr ausläuft, ist dann erstmal wieder Schluß?

Ralph: Das Ganze ist ein Pilotprojekt für ein Jahr, der Vertrag läuft automatisch aus. Wir haben natürlich erst nach einem Semester erste Ergebnisse. Das läuft wieder über die Rückmeldung und dann können wir neu verhandeln. Ich werde den Teufel tun und einer automatischen Vertragsverlängerung zustimmen. Die BVG hat zumindest in

Aussicht gestellt, den Unterschied zwischen den Monatskarten von AB und ABC von 15 Mark auf 10 Mark zu senken und das Sockelticket schon am Freitag ab 18 Uhr gelten zu lassen; die Studenten ohne Monatskarte kaufen am Wochenende ja auch Einzelfahrscheine oder Tageskarten und wir können für 80 Mark schon eine Leistung verlangen. Und die S-Bahn hat zugesichert, das Modell auf ABC zu erweitern. Unsere Studenten werden sicher nicht nach einem Jahr im Regen stehen.

Was sagt Semtix zum Sockelmodell?

Oliver: Wir bedauern das, weil das Solidarmodell durch die Mitarbeit aller Studierendenschaften lebt...

... aber die TFH hatte doch einen Grund, es ging ihnen zu langsam!

Oliver: Es gibt eine Reihe von Kritikpunkten: Erstens ist die Berechnungsgrundlage von 28 Mio. Mark pro Halbjahr, die die Verkehrsbetriebe von den Studenten einnehmen, unserer Ansicht nach falsch. Es gibt eine Studie über das Verkehrsverhalten von Studenten, nach der ein Student fünf Monatsmarken im Jahr kauft. Dann belaufen sich die Einnahmen der BVG aus studentischen Fahrkartenkäufen nur auf 25 Mio. Mark pro Semester. Das macht eine Differenz von mindestens drei Mio. Mark. Zweitens können die Einnahmen durch Einzelfahrscheine und Tageskarten weder die Verkehrsbetriebe noch Semtix errechnen. Es gibt keinen Automaten, der erkennt, ob ein Student davor steht oder nicht. Außerdem sparen die Studenten durch das Sockelmodell kaum.

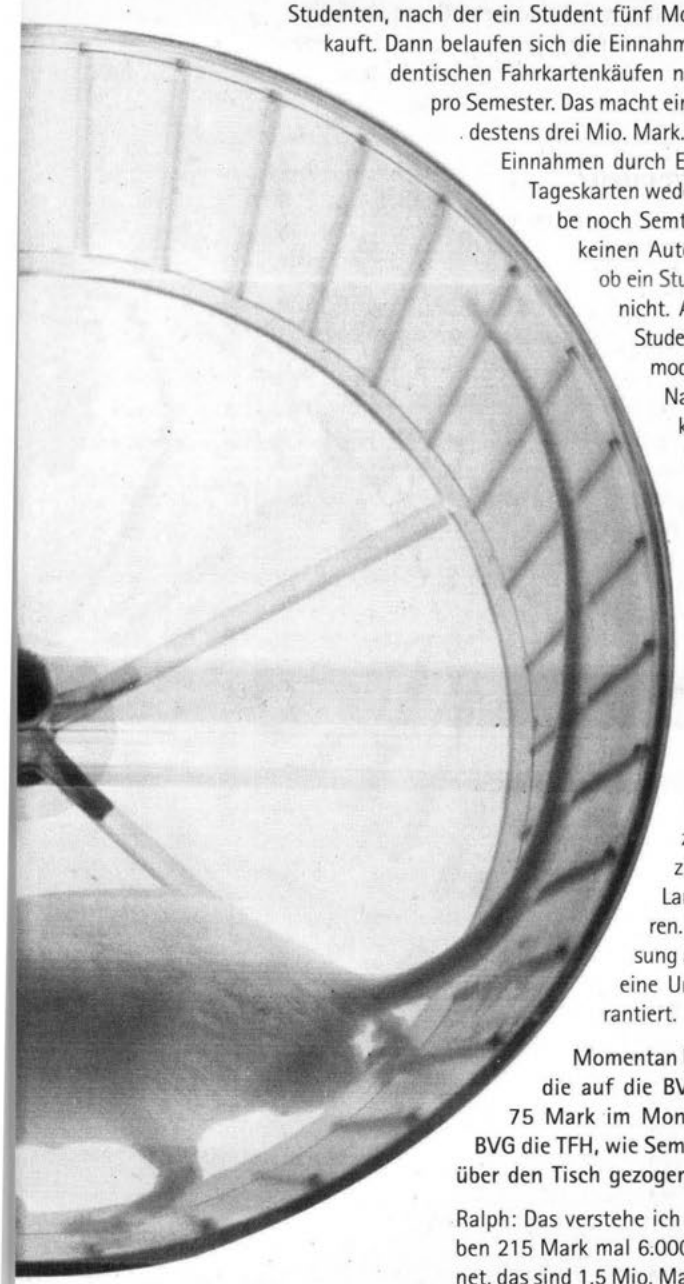


Foto: Thanks to HITCH HIKER'S GUIDE TO THE GALAXY

Nach unserer Rechnung kommen wir höchstens auf 215 Mark pro Semester verbundweit, die Verkehrsbetriebe kommen auf 305 Mark. Das StuPa ist verpflichtet, sich um soziale Belange der Studierenden zu kümmern. Daher müssen wir uns schon rechtfertigen, wenn wir einfach drei Mio. Mark zuviel an die BVG beziehungsweise an den Landeshaushalt abführen. Wir werden keine Lösung akzeptieren, die nicht eine Umsatzneutralität garantiert.

Momentan bezahlen Studenten, die auf die BVG angewiesen sind 75 Mark im Monat. Warum hat die BVG die TFH, wie Semtix behauptet, dann über den Tisch gezogen?

Ralph: Das verstehe ich auch nicht. Wir haben 215 Mark mal 6.000 Studenten gerechnet, das sind 1,5 Mio. Mark. Der Sockelbetrag von 80 Mark plus 58 Prozent Nutzer, die allen Berechnungen zugrunde liegt, ergeben auch 1,5 Mio. Mark. Dabei war es uns egal, ob das Ticket verbundweit gilt. Der Solidargedanke ist bei uns auch erkennbar. Man bekommt zwar keine Komplettlösung, aber die Studenten bezahlen weniger als sie vorher zahlen mußten.

Oliver: Das Sockelmodell ist ein Problem, weil wir finden, dass zu schnell verhandelt wurde, man hat ein Preisdiktat der BVG akzeptiert, obwohl keine attestierten Umsatzzahlen vorliegen und die BVG sich seit Jahren weigert, uns Zahlen vorzulegen.

Warum rückt die BVG die Zahlen nicht heraus?

Florian: Die Zahlen liegen der BVG eindeutig vor, sie müssen sie sogar wegen des Personenbeförderungsgesetzes und der Ausgleichszahlungen für den Ausbildungsverkehr vom Senat vorzeigen. Diese Zahlen würden wir gerne sehen, weil wir meinen, auf der Basis realistisch kalkulieren zu können, und dass dann ein Preis unter 215 Mark für ein verbundweites Ticket rauskommt.

Oliver: Wir haben auf der Basis der Umsatzzahlen der BVG von 1997 kalkuliert. Danach hat sie uns jegliche Einsicht in diese Zahlen verweigert. Wir wissen nur aus dem Geschäftsbericht 1998, dass sie Umsatzsteigerungen hatten, weil die Fahrpreise erhöht worden sind.

Wart Ihr zufrieden mit dem Vorschlag im Januar von Politik und VBB zum Semesterticket?

Florian: Das war Konsens zwischen der Senatsverwaltung, dem Verkehrsverbund, der Politik und uns. Auch die Betriebe schienen nichts dagegen zu haben. Es war nicht unser Traumangebot, weil es über 200 Mark lag, aber wir haben die Chance gesehen, dafür bei den Urabstimmungen eine Mehrheit zu bekommen. Deshalb haben wir in den StuPas entsprechende Beschlüsse gefaßt, Urabstimmungen durchzuführen, sobald ein unterschriftsreifes Angebot vorliegt.

Annette: Es war sehr deutlich zu spüren, dass durch den Koalitionsvertrag die Politik viel bemühter war, etwas Vorzeigbares umzusetzen. Wobei der Koalitionsvertrag nur eine Absichtserklärung ist, man kann sich nicht juristisch darauf berufen.

Florian: Das Novum daran ist, früher waren allein die Studierenden dafür, dann war die Opposition auf unserer Seite, dann der Junior-Partner der Koalition und jetzt auch der Senat. Die Politik hat begriffen, dass das Semesterticket eine sinnvolle Sache ist.

Warum gibt es bei Semtix solche Probleme, während die TFH nicht auf derartigen Widerstand gestoßen ist?

Annette: Das Sockelmodell ist mehr im Sinne der BVG, was deren Perspektive von Wirtschaftlichkeit angeht, als das, was Semtix fordert. Wenn wir die Zahlen der BVG hätten, käme auch ein anderer Preis raus - das ist natürlich nicht im Interesse der BVG. Es wurde zwar ein Gutachten von BVG und Semtix in Auftrag gegeben, um zu untersuchen, wann wieviele Studenten die Öffentlichen benutzen, aber das Ergebnis ist mehr als fragwürdig. Zwischendurch wurde der Gutachter gewechselt, ohne das der Länderkoordination Semtix zu sagen. Und es basiert auf Umfragen im Winter, wo natürlich mehr Studenten ein Ticket kaufen. Eine Gegenprobe im Sommer wurde nicht gemacht, da wären sicher andere Zahlen rausgekommen.

Florian: Diese Umfrage entsprach keinerlei verkehrsstatistischer Methodik. Sich mit einem Laptop in die Mensa zu stellen und

Leute zu fragen, ob sie nicht was zum Thema BVG sagen wollen, ist völlig unsinnig. Außerdem entsprechen die Ergebnisse nicht meinem Verständnis von Plausibilität. Zum Beispiel hat man herausgefunden, dass es unter den Studenten null Prozent Schwarzfahrer gibt.

BVG hat Studiticket nicht nötig

Im Rest Deutschlands klappt es irgendwie mit den Semestertickets, warum nicht in Berlin?

Ralph: Die BVG ist der Monopolist in Berlin. Bei meinen Gesprächen mit der BVG ist mir klar geworden: die haben ein Studiticket eigentlich nicht nötig. Wenn das nicht politisch motiviert wäre, hätten sie weder Semtix noch uns als TFH jemals durch die Tür gelassen.

Also kann die BVG auf das Geld von 134.000 Studierenden gut verzichten?

Annette: Sie kriegen es ja sowieso, die Studierenden müssen Tickets kaufen, wenn sie mit den Öffentlichen fahren wollen. Aber jetzt ist da auch der politische Druck, deswegen geht es erst jetzt richtig los. Die BVG tut jetzt so, als ob sie das schon immer toll gefunden hätte.

Ralph: Die BVG braucht unser Geld nicht. Wenn die Zahlen der Studie stimmen, kauft statistisch gesehen ein Studierender fünf Monatstickets á 75 Mark, was deutlich mehr ist als 215 Mark. Die Einzelfahrscheine kommen ja noch dazu.

Florian: Da spielt Parteipolitik mit, denn jetzt hat bei der BVG Herr Schwenk das Ruder übernommen, der betriebswirtschaftlich etwas mehr drauf hat als die bisherigen Bearbeiter. Witzigerweise ist er Marketing Direktor der BVG als auch Leiter des Fachausschusses „Verkehr" der Berliner SPD. Der Mann hat nachgerechnet, dass man mit einem Semesterticket ABC wirtschaftlich sehr gut fährt, und gleichzeitig seiner Partei hilft.

Annette: Die BVG würde zweimal jährlich einen ziemlich festen Betrag garantiert bekommen, den sie entsprechend anlegen kann.

Es liegt also alles an der BVG?

Florian: Ja!

Buhmann ist die BVG.

Oliver: Wir haben 1998 gemeinsam festgesetzt, wer welche Aufgaben übernimmt und die BVG hat ihre bis heute nicht erfüllt. Ich hoffe, dass die Politiker der BVG irgendwann einmal die Ohren langziehen und dass diese Schludereien aufhören, die da passieren zwischen Politik und VBB und unter den Verkehrsbetrieben. Weil die sich nicht einigen können und die BVG von ihrem Monopol auf ihre bornierte Art nicht runterkommt, leiden allein die Studierenden darunter.

Was haben die Tariferhöhungen im August mit dem Semesterticket zu tun?

Annette: Die Erhöhung wird von der BVG in der Presse damit gerechtfertigt, dass sie ein Ticket für die Studis einführt und deshalb die Preise erhöhen muß. Aber die Preise werden auf jeden Fall erhöht, damit hat das Semesterticket überhaupt nichts zu tun. Denn es ist verwaltungstechnisch an den Hochschulen nicht zu machen, ein Ticket zum Wintersemester einzuführen. Die BVG weißt das auch, sie haben in der Verwaltung an der FU nachgefragt, welche Fristen einzuhalten sind. Das kann die BVG in der Öffentlichkeit natürlich nicht sagen, das würde ihre eigene Argumentation zerschlagen.

Oliver: Das ist geradezu eine soziale Spaltung, uns auszuspielen gegen Familien mit Kindern, gegen die Schüler, die mehr bezahlen müssen, bloß weil die Studis ein Semesterticket wollen. Das ist ein politisches Spiel.

An der HU haben die meisten Studenten keine Ahnung von Semtix oder kennen nur Halbwahrheiten aus der Tagespresse. Nach unserer Umfrage haben wir den Eindruck, dass die

HU-Studenten ahnungslos

Kaum ein Student, der schon länger in Berlin ist, kann es noch hören: Das ewige Gerangel um das vielerseits erwünschte, aber keinerseits durchsetzungsfähige Semesterticket. Völlig unrepräsentativ, aber sehr aufschlußreich ist die kleine Umfrage, die auf dem Innenhof der HU gemacht wurde. 17 Studenten gaben rückhaltlos Auskunft darüber, ob sie überhaupt noch Durchblick über den Stand der Dinge haben.

„Ich habe gelesen, das Ticket soll zum Wintersemester eingeführt werden. 225 Mark finde ich angebracht und würde sie auch zahlen, da ich regelmäßig fahre", erklärt der 27jährige Thomas Kettner. Elsa Dahle, 22, Jurastudentin, meint hingegen, dass sie pro Semester nur 100-150 Mark für die BVG ausgeben würde. Vom Sockelmodell habe sie noch nichts gehört. Die Geschichtsstudenten Johannes Schmidt und Anne Dippel sind sich einig: Sie würden 215 Mark bezahlen, wenn die Tarifzone C ebenfalls einbezogen würde. Zum Sockelmodell der TFH meinen sie, es sei immer noch besser als jeden Monat 75 Mark zu zahlen, wie es momentan geschieht.

Richtig „superklasse" findet Sabina das Sockelmodell, denn im Sommer fährt die 22jährige immer mit dem Fahrrad und möchte nicht die 215 Mark bezahlen. „Warum können die Studenten nicht entscheiden, ob sie das Ticket nur im Winter kaufen wollen?", fragt die Ethnologie-Studentin. Ihre Freunde Christine, Florian und Daniela, alle im zweiten Semester, zeigen sich ratlos: „Warum klappt es in allen anderen deutschen Städten mit dem Semesterticket, nur hier nicht?"

Die 20jährige Jurastudentin Miriam Agritelli würde zwar die 215 Mark für das Ticket bezahlen, findet das Sockelmodell der TFH aber besser. Ole Barneck, 21jähriger Sozialwissenschaftler im 2. Semester hatte das Sockelmodell zunächst falsch verstanden, ist jetzt jedoch eher dafür als für das 215 Mark-Modell der Semtix-Gruppe. „Wenn das Sockelmodell jedoch nicht eingeführt wird, würde ich die 215-Mark aber bezahlen." Sebastian Middendorf, 22, Jura im 1. Semester, würde für das Semtix-Modell stimmen und die 215 Mark bezahlen, ebenso wie seine vier Kommilitonen Oliver, Barbara, Hannah und Jan.

Das Resümee unserer Umfrage: Wenige wissen wirklich Bescheid über die Diskussion um das Semesterticket. Aber die meisten Befragten wären durchaus bereit, 215 Mark pro Semester zu bezahlen; viele jedoch nur, wenn auch die Tarifzone C, d.h. Stadtgebiet Potsdam, Bernau, Strausberg, Königs Wusterhausen usw., einbezogen wird. ■

Die Umfrage machten sobra und trp

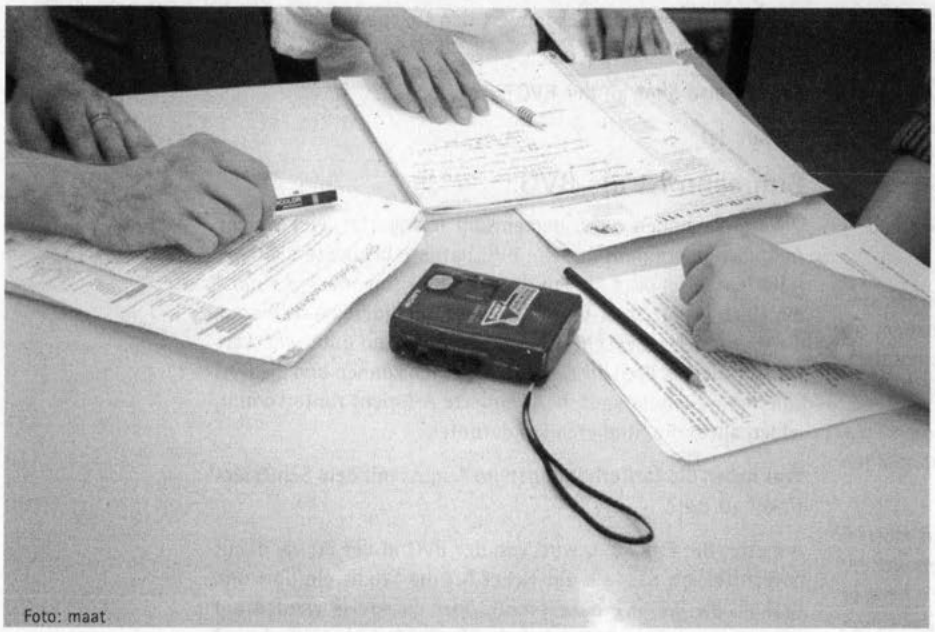


Foto: maat

meisten bereit sind, 80 Mark zu bezahlen als insgesamt 370 Mark zahlen zu müssen. Wie wollt Ihr die Masse der Studenten unter einen Hut bringen?

Oliver: Um alle mit Infos zu versorgen, geben wir eine Massenzeitung heraus.

Annette: Zur Urabstimmung brauchen wir pro Uni mindestens 10% Zustimmung, also wenn nur 10% kommen, müssen die alle „ja" sagen. Wir wollen ein Angebot mit Vertrag bis zum Ende dieses Semesters aushandeln, das ist unser Ziel.

Ist das realistisch?

Annette: Außer einigen Knackpunkten, ist der größte Teil des Vertrages fertig. Aber eine Fragebogenaktion zu diesem Zeitpunkt ist nicht nötig und würde die Studierendenschaften zu viel kosten. Wir haben 43.000 Studis an der FU, wollten wir die alle anschreiben, kostet das etwa 30.000 Mark. Liegt der Vertrag unterschriftsreif vor, denn ohne fertiges Angebot hat eine Urabstimmung keinen Sinn, werden wir die Studis mit der Rückmeldung zum Wintersemester darüber informieren.

Oliver: Man muß überlegen, wann es Sinn macht, die Studierenden demokratisch entscheiden zu lassen. Die ASten haben laut Gesetz den Auftrag wegen des Semestertickets zu verhandeln, und bevor der Vertrag unterschrieben wird, ihn durch eine Urabstimmung legitimieren zu lassen. Es wehrt sich niemand an der HU gegen Urabstimmungen, aber nur sobald die Voraussetzungen vorliegen.

Was passiert, wenn z.B. die HU und andere Hochschulen bei den Urabstimmungen mit „nein" stimmen, die FU und TU aber „ja" sagen? Eigentlich geht die Preiskalkulation von allen Studierenden aus, aber wenn jetzt nur die Hälfte das Ticket haben will, dann ist der Preis nicht mehr gerechtfertigt, müßte er nicht steigen?

Oliver: Die VBB würden das Angebot auch dann aufrechterhalten, wenn einzelne Hochschulen es ablehnen.

Wie schnell kann jetzt eine Urabstimmung durchgeführt werden, wann kann frühestens das Semesterticket eingeführt werden?

Annette: Natürlich nur jeweils zum Semesterbeginn. Für das WS 2000/01 sind die Fristen an allen Hochschulen abgelaufen, es kann also frühestens zum April 2001 eingeführt werden.

Oliver: Die Verkehrsbetriebe wissen seit Februar von den Fristen und Terminen, haben es aber bisher versäumt, darauf Rücksicht zu nehmen. Die HU hätte sogar die Nachverschickung von Infos für das WS bezahlt, wenn wir am 27.4. zu einem Ergebnis gekommen wären.

Annette: Wir wollen die Urabstimmung auf jeden Fall noch dieses Semester machen. Die Termine werden ganz offensichtlich ignoriert. Man muß nur ein, zwei Tage den Sturen spielen und schon hat die BVG ein halbes Jahr gewonnen.

Was würde bei diesem Modell nach einem Jahr geschehen?

Oliver: Das ist ein ziemlicher Knackpunkt. Das Ticket würde ein Jahr auf Probe eingeführt werden, im dritten Semester schauen wir die Ergebnisse an. Dann müssen die Umsatzzahlen offengelegt und die Preise neu festgelegt werden.

Annette: In dieser Zeit läuft es auf jeden Fall weiter, die Studis können sicher das ganze dritte Semester das Ticket nutzen, auch wenn keine Einigung rechtzeitig erzielt werden sollte.

Warum macht Ihr das eigentlich? Seid Ihr solche Idealisten, dass Ihr die Welt verändern wollt?

Florian: Ich halte das Semesterticket für eine inhaltlich wichtige Sache. Erstens aus sozialpolitischen Gründen für die Studierenden, die damit als Solidargemeinschaft zu sozialverträglichen Preisen den Nahverkehr gemeinsam nutzen können, zweitens verkehrspolitisch als Modell der Nahverkehrsfinanzierung.

Annette: Und Umweltpolitisch.

Oliver: Das Semesterticket ist einer der wenigen gesellschaftspolitischen und hochschulpolitischen Reformprojekte, die Studierendenschaften in Deutschland bisher durchsetzen konnten. Das Semesterticket in den anderen Gebieten hat nachweislich dazu geführt, dass mehr Leute auf umweltverträglichere Verkehrsmittel umgestiegen sind und dass Studierende weniger Lebenshaltungskosten hatten. Berlin soll auch daran teilnehmen, das ist mein Ziel.

Ralph: Unser Anspruch ist nicht so hochpolitisch, wir wollten endlich eine praktische Lösung und wir haben ein anderes Empfinden von Gerechtigkeit. Selbst wenn ganz Berlin zu einer 215 Mark Lösung kommt, werden wir versuchen, unsere Idee durchzusetzen.

Wir danken für das lange und informative Gespräch.

Das Interview führten kma, wb, trp und sobra.

Schülerinformationswoche

Die Programmhefte für die Schülerinformationswoche an der Humboldt-Universität (26.-30. Juni) sind ab sofort bei der Allgemeinen Studienberatung, Ziegelstr. 13c, 5. Stock, unabhängig von Öffnungszeiten und im Foyer des Hauptgebäudes erhältlich.

Bewerbung zum Wintersemester

Der Bewerbungszeitraum beginnt am 1.6. und endet am 15.7. Die Bewerbungsunterlagen und das „Studienangebot" gibt es ab Anfang Juni im Studentensekretariat, Hauptgebäude Zi. 1046.

Stadtuniversität Humboldt

Wenn die Humboldt-Uni für sich wirbt, dann tut sie das nicht, weil sie Studenten anziehen will. Davon hat die Universität nach ihrer eigenen Einschätzung 10.000 zuviel. So ist die Selbstdarstellung der Uni bisher geprägt von dem Stolz, die Wendewirren überstanden zu haben und dem Trotz, den weiteren Berliner Sparfluten zu widerstehen. So das Fazit einer Untersuchung in der aktuellen Ausgabe der Tübinger Universitätszeitschrift „attempto!", die die Frage „Braucht eine Universität eine Stadt?" zum Thema hatte. Während für die Standorte Heidelberg oder Tübingen beispielsweise die Universität selbst als Auswahlkriterium bei den Studenten im Vordergrund steht und dementsprechend auch die Selbstdarstellung der Unis dominiert, legt die HU bisher - wenig selbstbewußt - Wert auf ihre Rolle als Universität in der Großstadt, sie nennt sich schlicht „Stadtuniversität". Entsprechend sehen auch die Studenten ihre Uni. Nach Berlin - wer wußte das nicht - kommt man eben nicht wegen der Universität, sondern sucht den Flair der blühenden Großstadt. Mehr Infos: www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/attempto8

Mit Bachelor gehobener Beamter werden

Hochschulabsolventen mit mindestens dreijähriger Ausbildung sollen künftig beim Einstieg in den Öffentlichen Dienst grundsätzlich gleiche Einstellungschancen haben. Damit wären erstmals Absolventen der Universitäten und der Fachhochschulen gleichgestellt, ebenso wie Abgänger der neuen Bachelor- und Masterstudiengänge.

Nach dem Beschluß, den die Kultusministerkonferenz bekannt gab, soll die einstellende Behörde je nach Eignung, Leistung und Befähigung sowie den jeweiligen Anforderungen der Stelle über die Einordnung in das Laufbahnrecht und damit Bezahlung und Karrierechancen entscheiden.

Die bisher deutlich schlechteren Einstellungsbedingungen für FH-Absolventen sind 30 Jahre nach Gründung dieses Hochschultyps immer noch ein Ärgernis. Sie fangen i.d.R. mit der Besoldungsstufe A 9 an und der Aufstieg in den Höheren Dienst ist selbst für die Besten eines Absolventenjahrgangs sehr schwierig. Uni-Absolventen starten dagegen i.d.R. mit den Besoldungsstufen A 12/13.

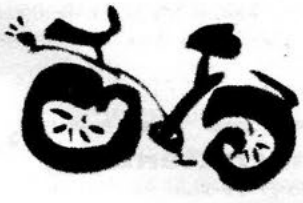
Das Votum der Kultusminister wurde notwendig durch die Einführung der kürzeren Bachelor- und Masterstudiengänge, die zur Zeit allerorts aus dem Boden schießen. Kurzfristig sollen die Bachelor-Absolventen dem gehobenen, die Master-Absolventen dem höheren Dienst zugeordnet werden. Eine entsprechende Initiative für die jahrgangsbesten FH-Absolventen war allerdings in der letzten Legistaturperiode gescheitert.

Sommer auf der EXPO

Kasse leer? Wie der Personaldienstleister Adecco auf Anfrage von UnAuf mitteilte, werden noch Mitarbeiter für die EXPO in Hannover gesucht. Wer nichts Besseres geplant hat, als seinen Sommer in Hannover zu verbringen, kann sich für einen Job auf der Weltausstellung bewerben, die vom 1. Juni bis 31. Oktober ihre Pforten öffnen wird. Gesucht werden in erster Linie Mitarbeiter im Sercive-Bereich. Und da Studenten bekanntermaßen nicht wissen, wie sie ihre Bewerbung schreiben müssen, geht das ganz zwanglos im Internet unter www.adecco.de. Wer sich direkt bei dem Bereich seiner Wahl bewerben möchte, kann dies tun für Merchandising unter: l.gehant@expo-jobcenter.de, für Tourist-Guide: m.ernst@expo-jobcenter.de, für Protokoll, Presse, Hostess bei Projekten unter: m.acker@expo-jobcenter.de, für den Bereich Gastronomie: k.schoenau@expo-jobcenter.de. Allerdings müßt Ihr mit einer Wartezeit von zwei Wochen rechnen, bevor sich Jemand bei Euch meldet, Adecco ist etwas überlastet mit der Personalbeschaffung für die Weltausstellung. Und keine Angst vor fiesen Bewerbungsgesprächen, oft geht es übers Telefon.

Anzeige

Gerdas Fahrradverleih und „Kleiner Kurier"



Täglich ab 10.00 Uhr (außer montags)
Am Jugendgästehaus Berlin
Kluckstraße 3
Berlin Tiergarten Süd
Anruf erforderlich
Tel.: 262 13 31
Funk: 0171-214 82 61

„Classic Cycles" und mehr...
Ermäßigung für Studenten

Die Zeiten ändern sich

Journalistisches Arbeiten am Institut für Geschichtswissenschaften

Wir schreiben den 29. Oktober 1998, 18 Uhr 15 – rund hundert Studierende haben sich im Hörsaal 3059 im Hauptgebäude der HU versammelt, um sich im Rahmen der Berufsfeldorientierungsreihe des Projektes „Studium und Praxis" über Einstiegsmöglichkeiten in den Journalismus, speziell im Bereich „Fernsehen", zu informieren. Rede und Antwort steht Florian Meesmann, Redakteur der SFB-Sendung „Kontraste" und HU-Absolvent am Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte bei Prof. Rüdiger vom Bruch. Eine seiner Kernaussagen, die auch für andere Berufsfelder gilt, lautet: Man kann nicht früh genug anfangen, praktische Erfahrungen zu sammeln.

Unterstützung, diese praktischen Kenntnisse zu erwerben, bietet seit etwa vier Jahren das Projekt „Studium und Praxis" an der Philosophischen Fakultät, das auch praxisorientierte Lehrveranstaltungen am Institut für Geschichtswissenschaften (IfG) plant. So entstand im Anschluss an den Vortrag von Meesmann die Idee, eine Übung zur journalistischen Darstellung historischer Ereignisse anzubieten. Und da die Übung für das Wintersemester 1999/2000 angesetzt wurde, war bald ein Thema mit aktuellem Bezug gefunden: „1899/1999. Zeitenwende im Vergleich". Am Ende der Übung sollte im Idealfall ein von den Studierenden selbst produzierter Filmbeitrag stehen.

Im Laufe der Monate folgten mehrere Gespräche, in denen Florian Meesmann und ich uns über inhaltliche und organisatorische Fragen unterhielten: Wie können die Vermittlung journalistischer Fertigkeiten und Historie geschickt miteinander verzahnt werden, was könnten die Studierenden für Erwartungen haben, und auch technische Voraussetzungen – angefangen beim Videorekorder und Fernseher bis hin zu Kameras und Schnittraum – mußten wir berücksichtigen.

Dass die Resonanz auf eine praktisch orientierte Übung – zumal mit journalistischem Hintergrund – recht groß sein würde, hatten wir vermutet. Aber wir waren trotz allem überwältigt als am Dienstagmorgen um acht annähernd 50 Studierende den Seminarraum sprengten, von denen am Ende ein harter Kern von 25 übrig bleiben sollte.

Bereits zu Beginn der Übung zeigten sich die Differenzen zwischen Geschichtswissenschaft und der Darstellung historischer Ereignisse im Fernsehen. Anhand unterschiedlicher Fernsehbeiträge wurden die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Vermittlung historischer Sachverhalte besprochen: In der Diskussion zwischen Studierenden und Dozenten wurde klar, welche Rolle u.a. Sendeplatz, Zielgruppe, zur Verfügung stehende Sendezeit, aber auch Recherchezeit bzw. Termindruck spielen. Hier konnte Florian Meesmann ausführlich aus seiner Arbeitspraxis berichten.

Gemeinsam mit den Dozenten dachten die Studierenden über einen filmischen Zugang zum Thema „Zeitenwenden im Vergleich" nach: Um das Thema angemessen einzugrenzen, sollte der Schwerpunkt auf Berlin um 1900 bzw. 2000 liegen, was sich zum großen Teil aus der Quellenlage ergab.

Es gab Referate zu den Themen Zeitungen/Zeitschriften, Fotos, Töne und Film, jeweils mit dem Horizont damals und heute; Recherchewege, Quellenbestand und Zugriffsmöglichkeiten wurden besprochen. Die Studenten analysierten in einer „Stilkunde" wurden unterschiedliche Formen von Zeitungsartikeln (Meldung, Reportage, Kommentar) und jeweils zwei Studierende durften Sitzungsprotokolle anfertigen.

Nach Ablauf eines Drittels des Semesters bildeten sich fünf Arbeitsgruppen, die sich jeweils einem selbst gewählten Thema widmeten. Ausgiebige Recherchen und regelmäßige Berichte zum Stand in den Arbeitsgruppen, die auch außerhalb der eigentlichen Sitzungen von Meesmann betreut wurden, standen von da ab kontinuierlich auf dem Seminarplan. Während sich drei Gruppen entschlossen, einen Film zu drehen, entschieden sich die anderen beiden dafür, Artikel zu schreiben.

So hieß es in den letzten Semesterwochen für die „Filmgruppen", mit Kameras und Drehgenehmigungen in der Tasche, Außenaufnahmen zu machen, Interviews zu führen, Fotos zu schießen usw. Am Ende stand die Einarbeitung in die digitale Schnitttechnik. Tage und Nächte wurden im Schneideraum verbracht, die musikalische Untermalung ausgesucht, Texte verfasst und gesprochen. Das Ergebnis aller Mühen: drei Filmbeiträge ("Potsdamer Platz", „U-Bahn-Linie 1", „Spandauer Vorstadt") und etwa ein halbes Dutzend Artikel. Ein Indiz für die Motivation und den Spaß, den alle an der Übung hatten, ist, dass bei den Filmvorführungen kaum jemand fehlte. Im Gegenteil: Freunde und Bekannte wurden mitgebracht, um die Ergebnisse gemeinsam zu sehen und zu diskutieren.

Stellvertretend für die Ergebnisse aller Seminarteilnehmer/innen, steht an dieser Stelle der Artikel von Kai Schlichtermann. Er beschäftigt sich mit der Sicht zweier Amerikaner – heute und vor gut 100 Jahren – auf die Humboldt-Universität bzw. Friedrich-Wilhelms-Universität und auf die deutschen Sitten und studentischen Gepflogenheiten.

Marcel Steinbach-Reißmann

Mitte
Mo-Fr 09-20h Sa 10-14h
Tucholskystrassse 15
10117 Berlin
Fon 282 85 57
Fax 283 54 26

Charlottenburg
Mo-Fr 09-18h Sa 10-14h
Goethestrasse 80
10623 Berlin
Fon 312 10 30
Fax 313 37 05

COPY CLARA U. Karasch & S. Kobis email: copy-clara-gbr@t-online.de
FOTOKOPIEN COPY SERVICE
A4 bis A0 S/W und Farbkopien Digitaldruck Bindungen Faxservice Laserdruck Laminieren Broschürenerstellung

Ein Amerikaner mit Kaiserbart

Die HU-Berlin heute und vor 100 Jahren, aus der Sicht zweier Amerikaner

Berlin 1893: Heinrich von Treitschke kommt wie immer zu spät zu seinen Politikvorlesungen an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Er trifft mit Zylinder und Spazierstock erst gegen halb elf im Hörsaal ein, streift sich den rechten Handschuh ab, dreht den Kopf zur Seite und sagt mit fallendem Ton: „Meine Herren."Der Mann mit eisengrauem Vollbart und dunklem Teint trägt einen dicken Bauch vor sich her, seine Statur wirkt mächtig. Er hat einen leichten Sprachfehler, zumindest artikuliert er so undeutlich, daß ihn kein Ausländer verstehen kann, pausiert ständig mitten im Satz, nimmt tief Atem und scheint auch noch steintaub zu sein.

W.E.B. DuBois - erster afro-amerikanischer Harvard-Absolvent

Er plaudert von hohen preußischen Würdenträgern, die er als „verrückte Dummköpfe" bezeichnet, und lästert über zeitgenössische Autoren, sie erweiterten die Grenzen menschlicher Dummheit. Die Studenten jubeln und toben. Unter ihnen sitzt ein amerikanischer Student, der die Szene beobachtet. Der 24-jährige William Edward Burghard DuBois, der nun an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin studiert, findet Treitschkes Vorlesungen am spannendsten. DuBois bezeichnet Treitschke als „feuerschluckenden Großdeutschen". DuBois kam 1892 mit seinem Diplom von der Harvard University nach Berlin und dachte, er könnte hier seinen Doktor machen. Leider erkannte man ihm den amerikanischen Abschluß nicht an, so daß sich der Afroamerikaner, übrigens der erste mit Harvard-Abschluß, bis zu seiner Rückkehr in die USA gedulden mußte. Erst 1959 erhielt er die Ehrendoktorwürde der jetzigen Humboldt-Universität.

Brave und polternde Studenten

Heute schlendert Todd Blevins, aus dem U.S.-amerikanischen Bundesstaat Oregon, durch die gleichen Gänge wie W.E.B. DuBois. Der 22-Jährige ist erst seit kurzem in Berlin. Er erzählt von seiner ersten Vorlesung an der Humboldt-Uni, die von der Geschichte des Erziehungswesens in der DDR handelte: „Der Dozent war sehr engagiert und hat interessant erzählt. Die Studenten hören viel zu, nehmen Informationen auf und sind moderat." Auf jeden Fall sind sie nicht so lautstark wie damals bei DuBois. Die Studenten drückten vor gut hundert Jahren ihre Mißbilligung über den Dozenten aus, indem sie minutenlang synchron mit den Füßen über den Boden schlurften. Waren sie hingegen begeistert, trampelten die Studierenden.

Todd recherchiert in Berlin zu seiner Abschlußarbeit über den deutschen Autor Jürgen Fuchs, einen ehemaligen DDR-Dissidenten. In drei Monaten wird er an die University of Oregon State zurückkehren, die etwas außerhalb von Portland liegt, und seinen Bachelor in Deutsch und Chemie abschließen.
DuBois war dagegen fast zwei Jahre in Berlin und hat neben von Treitschke auch Max Weber, von Schmoller und Adolph Wagner erlebt.

Wine, Women and Song

Der Student aus Oregon findet die Dozenten gut verständlich. Sie versuchten auf die Bedürfnisse der Studenten einzugehen. „Das drückt sich auch in der Kleidung aus, ob ein Professor arrogant oder zugänglich ist", behauptet Todd.

DuBois erstaunten die Unterschiede der Kleidung und Körpersprache zwischen Deutschen und Amerikanern viel mehr. Der Berliner bewegte sich sehr steif, keine Hände in der Tasche, kein Pfeifen auf den Lippen und kleidete sich einfach, aber schick: Feine Kragen, Handschuhe und Stock. Die Erscheinung war intellektuell und schillernd. Todd findet, daß die Berliner Studenten mit sehr dunklen Farben herumlaufen: „Sie tragen viel Mäntel und Lederjacken, aber auch Mützen und Schals". Das kenne er nicht aus den USA, da das pazifische Klima nicht so kalt sei. „Die Leute sind hier schon locker, aber es hängt stark von der Umgebung ab", sagt Todd. In den Seminaren, in der Mensa und auf der Straße seien die Studenten nicht sehr kommunikativ. „Die Menschen wirken dann sehr verschlossen", kommentiert der Deutsch-Student. Anders in Kneipen und auf Parties. Hier sei die Stimmung immer gut, weil es Alkohol und keine Aufpasser wie in amerikanischen Studentenwohnheimen gäbe. Todd wohnt jetzt in Lichtenberg zur Untermiete in einer Wohngemeinschaft.

DuBois schätzte auch schon „Wine, Women and Song" in Berliner Kneipen. Allerdings fühlte er sich öfter einsam, da er nur wenig engen Kontakt zu anderen Kommilitonen fand. Er saß oft alleine in seiner Bude am Schöneberger Ufer. Er kannte nur einen englischen und zwei amerikanische Studenten. Auch Todd findet, daß man heutzutage sehr selbstbewußt sein muß, um unter etwa 35.000 Studenten engere Kontakte zu knüpfen. Was Frauen anbelangt, seien deutsche Mädels selbstbewußter und kommunikativer als in den USA. „Deutsche Frauen legen mehr wert auf Image", stellt er fest. William DuBois kannte auch einige nette Frauen, mit denen er zunächst zum Deutsch üben zusammenkam. Später aber fühlte er dann doch mehr für die Bekanntschaften und traf sie bei bürgerlichen und steifen Veranstaltungen.

Kaiser Wilhelm war ein Trendsetter

Den Studenten aus Harvard beeindruckte vor allem der gefühlsbetonte Nationalismus in Berlin. Er fühlte sich vom Pomp der Militärparaden, von Kaiser Wilhelm II. und den zackigen Trommeln überwältigt. DuBois war so von der Bartpracht Wilhelms begeistert, daß er ab sofort die gleiche Bartmode trug. Ihm machte der Einfluß Angst, denn wenn er als schwarzer Amerikaner schon so anfällig war, was würde das bei den jungen Deutschen bewirken? Todd trägt ebenfalls ein Bärtchen, das ein bißchen Ähnlichkeit mit dem von Wilhelm hat. Er fühlt sich allerdings nicht einer bestimmten geistigen Richtung verpflichtet. „Es gibt in Berlin viele verschiedene soziale Gruppen, wie Alternative oder Konservative, aber keine dominiert", kommentiert Todd. Überhaupt findet er, setze sich der Berliner politisch mehr auf intellektueller Ebene auseinander. In den Seminaren reflektierten Studenten und Professoren über die geschichtlichen Erfahrungen der Deutschen.

Das Stereotyp der deutschen Bürokratie haben beide Studenten erlebt, heute und vor gut 100 Jahren. Während sich DuBois bei seiner Immatrikulation durch Dutzende von handgeschriebenen Zetteln arbeiten mußte und die Handschriften nicht entziffern konnte, wartet Todd schon seit zwei Wochen auf seine Immatrikulationsbelege. Damit setzt er sich dann stundenlang wartend in die Meldebehörde. DuBois kämpfte sich aber schneller durch die Papierberge voller Krakelschrift bis er auf die Vorlesungsliste von Treitschke stieß und noch nach vielen Jahren feststellen mußte: „Well, I haven't deciphered his announcement yet!"

Kai Schlichtermann

Die Schlachten im Raum 2061

Am Institut für Geschichtswissenschaften gerät die Erlangung des Zwischenprüfungszeugnisses zum Martyrium. Ein Erfahrungsbericht.

Ich sitze im Mauerpark und frage mich, was geschehen ist. Die Sonne scheint, neben mir spielt jemand Gitarre und ich fühle mich steinalt. Heute bin ich in einem Wartezimmer vor dem Büro der Hüterin der Zwischenprüfungszeugnisse des Fachs Geschichte um Jahre gealtert.

Alles begann an einem Morgen zu sehr früher Stunde. Nachdem ich gestern lange unterwegs gewesen war, hörte ich das leise Klopfen an meiner Tür um viertel vor Neun nur durch Zufall. Ich versuchte mich zu erinnern, was mich dazu getrieben hatte, meine Mitbewohnerin dazu anzuhalten, mich zu dieser frühen Stunde zu wecken. Die Erkenntnis war schrecklich: Heute hatte ich ein Date mit der Herrin über die Geschichtsstudenten, mit der Frau, die über Sein oder Nichtsein der Zwischenprüfungszeugnisse entscheidet, die als Wächterin vor dem Tor zum Hauptstudium unbarmherzig den Finger hebt und senkt.

Einen ersten Versuch, an das begehrte Zeugnis zu gelangen, hatte ich bereits unternommen, aber ich hatte mich nicht gut vorbereitet. Blauäugig hatte ich alle meine Scheine eingepackt, meinen Studentenausweis in die Tasche gesteckt und mich ohne jeglichen Schutz in die Höhle der Löwin gewagt. Nicht einmal über die Zeit meines Antretens hatte ich mir Gedanken gemacht und war während der zwischen 9 und 12 Uhr stattfindenen Sprechstunde um 11 Uhr dort erschienen. Vor dem Büro kauerten sechs erschöpfte Studenten, die mich mit großen Augen anstarrten. Ich nahm Platz auf einem der Stühle. Eine viertel Stunde lang geschah gar nichts. Dann öffnete sich die Tür, eine erleichterte Studentin stürmte aus dem Zimmer, Frau B. steckte den Kopf heraus und blickte jeden von uns mit vorwurfsvollem Blick an. „Die Sprechstunde geht nur bis 12 Uhr", sagte sie mit drohendem Unterton. Einer, der gerade den Raum betreten hatte und geistesgegenwärtig die Aussichtslosigkeit der Lage erkannte, machte auf dem Absatz wieder kehrt. Als ich nach einer Stunde um kurz vor zwölf das heilige Büro betreten durfte und mich schon am Ziel all meiner Wünsche glaubte, traf mich ein mißtrauischer Blick und der ultimative Vorwurf, was ich so kurz vor Feierabend noch von ihr wünsche. „Mein Zwischenprüfungszeugnis", sagte ich unschuldig und legte meine Scheine auf den Tisch. Frau B. parierte den Angriff auf ihren Feierabend umgehend: „Na dann kann ich ja erstmal alle anderen wegschicken, das dauert." Der Schlag saß und ich beging in grenzenloser Naivität und in der falschen Vorstellung der Solidarität mit den erschöpften Gestalten da draußen einen entscheidenden Fehler: „Was brauche ich denn überhaupt alles für Unterlagen?", versuchte ich den Verwaltungsakt zu verkürzen.

Das war's. Ich hatte mein Todesurteil gefällt. Mit einem höhnischen Lächeln kostete Frau B. den Sieg aus: „Ach das wissen Sie gar nicht? Dann schreiben Sie mal auf." Ich war erstaunt, was ihr alles einfiel und nachdem ich eine Liste erstellt hatte, die unter anderem einen formellen Antrag auf die Erstellung eines Zwischenprüfungszeugnisses mit dem Inhalt „Bitte händigen Sie mir mein Zeugnis aus" und den wichtigen Hinweis, alle Kopien auf die richtige Größe zurecht zu schneiden enthielt, war ich entlassen mit der Aufforderung, das nächste Mal pünktlich um 9 Uhr zu erscheinen.

Das ist der Grund für meinen heutigen Schocker, als ich um viertel vor Neun geweckt wurde. Zu spät. Ein Schluck Kaffee, los zur Uni. Um halb zehn betrat ich den Vorraum zur Hölle. Sieben Gestalten kauerten bereits in Erwartung der Schlacht vor Raum 2061. Eine halbe Stunde lang passierte nichts. Dann wurde der nächste ins Zimmer gerufen. Unter den Wartenden entspann sich ein Gespräch. Einer der Wartenden war den Tränen nahe, denn er hatte nicht aufgeben wollen und die Rache aus 2061 war fürchterlich. Er hatte gegen Frau B. geklagt, weil sie ihm eine Prüfung nicht anerkennen wollte und hatte Recht bekommen. Wir anderen rissen vor Entsetzen und Bewunderung die Augen auf. Was für ein Held! Aber er sprach weiter: „Seitdem muß ich für jeden Anlaß drei- bis viermal kommen." Er war ein Wrack. Zerbrochen an seiner Heldentat. Ein Märtyrer. Wir bemitleideten ihn aufrichtig. Im nächsten Moment öffnete sich die Tür. Wir schlugen schuldbewußt die Augen nieder. „Will irgendjemand nur etwas abholen?" Keiner meldete sich. „Oder irgendwelche Erstsemestler die auch zur Studentenberatung gehen können?" Wieder nichts. „Ja wollt Ihr denn alle zu mir? Was wollt Ihr denn alle?" Sie fragte jeden einzelnen nach seinem Begehr und fast alle wollten Ihr Zwischenprüfungszeugnis beantragen. „Das schaffe ich auf gar keinen Fall", sagte Frau B. und verschwand mit dem nächsten Kandidaten in ihrer Kammer. Der Märtyrer brach zusammen und erging sich in Endzeitphantasien: „Jetzt verstehe ich, wie solche Amokläufe wie in Littleton passieren können. Wenn ich nur eine Waffe hätte..." Die Lage schien außer Kontrolle zu geraten. Wortlos stand ich auf und ging. Es muß auch ein Leben nach Frau B. geben, sagte ich mir. Jetzt sitze ich im Mauerpark und überlege, wie es aussehen könnte.

Kristina Steiger

Dr. hc. in der FU-Geschichte

Dem französischen Historiker Prof. Dr. Michel Parisse wurde am 12. Mai 2000 vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der FU die Ehrendoktorwürde verliehen.
Michel Parisse, der an der Universität Paris I Sorbonne den Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters innehat, wurde für seine Verdienste um den deutsch-französischen Wissenschaftsdialog und bahnbrechende Arbeiten vom deutschen Mittelalter bis zur Zeitgeschichte geehrt. Mit der Mission Historique Française en Allemagne leitet Parisse eine wichtige Forschungs- und Kontaktstelle für deutsche und französische Historiker. Außerdem ist Parisse Mitglied im Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte und Mitglied im Beirat der Monumenta Germaniae Historica (MGH).
Das Friedrich-Meinecke-Insitut der FU-Berlin will mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde die langjährige deutsch-französische Zusammenarbeit in Forschung und Publikation unterstreichen.

Ausstellung „Juden in Berlin 1938 bis 1945"

Etwas mehr als 80.000 Juden lebten nach den ersten großen Verhaftungs- und Auswanderungswellen Anfang 1939 noch in Berlin, im März 1945 waren es keine 6.000 mehr. Ihrem Schicksal ist die Ausstellung „Juden in Berlin 1938 bis 1945" gewidmet, die am 8. Mai im Centrum Judaicum in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße eröffnet wurde und hier bis zum 20. August zu sehen ist. In 15 Stationen wird der Weg von der „forcierten Auswanderung" bis zum planmäßigen Mord jüdischer Bürger beschrieben. Zu sehen und vor allen Dingen zu hören sind Ton- Film- und Bilddokumente zur immer radikaleren Entrechtung und Erniedrigung der Berliner Juden und ihre Versuche der Selbstbehauptung und des Widerstands. So zeigt die Ausstellung auch den abgelehnten Antrag Marcel Reich-Ranickis auf Zulassung zum Studium an der Berliner Universität vom März 1938. Zur Ausstellung gibt es einen Katalog (Philo-Verlag Berlin, 34,- Mark) und ein umfangreiches Begleitprogramm mit wissenschaftlichen Vorträgen zum Thema. Info: www.cju-daicum.de

Späte Aufarbeitung an der Humboldt-Uni

Nach dem die Humboldt-Universität zu ihrer Geschichte vor 1945 - abgesehen von einer Erklärung des Präsidenten Hans Meyer zur Rehabilitation verfolgter Wissenschaftler im Sommer 1998 und einigen wenigen Vorträgen und Zeitschriftenbeiträgen - geschwiegen hat, kommt nun allmählich Bewegung in die bisher nicht begonnene Aufklärung zur Geschichte der Universität von 1933 bis 1945. So plant die Universitätsleitung gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte für den Sommer diesen Jahres die Einrichtung eines Forschungsprojektes zur Verfolgung und Relegierung von Wissenschaftlern und Studenten an der Berliner Universität während des Nationalsozialismus. Im Ergebnis soll ein Gedenk-Buch für die Opfer dieser Verfolgung und eine wissenschaftliche Monographie entstehen. Weiter soll im Rahmen der Vorbereitung des Universitätsjubiläums 2010 (200 Jahre) die Zeit des Nationalsozialismus möglichst disziplinübergreifend untersucht werden. Hier hofft man, dass der durch die verzögerte Neuwahl der Uni-Leitung eingetretene Stillstand in der Konzeptionierung des Vorhabens möglichst bald sein Ende findet. Um möglichst schnell das Schicksal der jüdischen Wissenschaftler und Studenten ab 1933 an dieser Universität dokumentieren zu können, hat die HU mit dem Leo Baeck Institute in New York und dem Centrum Judaicum entsprechende Kooperationsvereinbarungen über gemeinsame Forschungsvorhaben getroffen.

AUSSCHREIBUNG

Universitäre Selbstverwaltung (Stand 10.5.00)

Auf der Sitzung des Akademischen Senats der HU am 02.05.2000 hat der AS seine Kommissionen neu berufen.
Die StudentInnnen der Humboldt-Universität zu Berlin, vertreten durch die studentischen SenatorInnen im Akademischen Senat der HU, suchen vertrauens- und verantwortungsvolle Menschen, die ihr Engagement in eine der folgenden Gremien der universitären Selbstverwaltung und in das Gremiennetzwerk der StudentInnen einbringen wollen:

Neu zu besetzende Kommissionen:

- **Lehre und Studium-Kommission (LSK) bzw. Projekttutorienkommission (PTK)**
- **Entwicklungsplanungskommission (EPK)**
- **Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs (FNK)**
- **Medienkommission**
- **Umweltkommission (UK)**
- **Stipendienkommission (DAC)**
- **Standortentwicklungskommission (RPK)**

Zur Erhöhung des Frauenanteils sind Bewerbungen qualifizierter Interessentinnen besonders willkommen. Schwerbehinderte werden bei gleicher Eignung bevorzugt. Auf die Übersendung von Sichthüllen bitten wir aus Gründen des Umweltschutzes zu verzichten. Aufgabenbeschreibungen bzw. Arbeitsberichte 98 sind unter der unterstehenden Adresse gerne zu haben! Erwartet wird die regelmäßige Teilnahme an den Sitzung und an den im Durchschnit zweimal im Semester stattfindenden Gremienkoordinationstreffen im Orbis Humboldtianum.

Wer Interesse hat, melde sich bitte umgehend mit Informationen zu seiner/ihrer Person (Name, Adresse, Fakultät, Tel, e-mail) unter der folgenden Adresse:

Studentische AS-Mitglieder der HU, c/o RefRat der HU: Ann Stafford, Sarah Sebhatu, Oliver Stoll
Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Tel: +49 (0)30 – 2093 2614, Fax: +49 (0)30 - 2093/2396
Elektropost: oeko@refrat.hu-berlin.de, http://www.refrat.hu-berlin.de/

Probleme einer Ausstellung

Wolfgang Dreßens Schau über die „Aktion 3" wird an der Humboldt-Uni nicht gezeigt

Im Februar 1944 kaufte der Oberregierungsrat der Stadt Köln, Dr. Thomas, groß ein. Für über 2.000 Reichsmark besorgte sich Thomas Hausrat, unter anderem ein komplettes Herrenzimmer, eine Couch, Schrank, Spiegel und Kaffeemühle. Die Sachen waren gebraucht, sie wurden von der Oberfinanzdirektion Kölns zusammengestellt aus den aufgelösten Haushalten der deportierten Juden der Stadt. Thomas war Chef nämlicher Oberfinanzdirektion, und er bekam in diesen Tagen viel Post. Denn alle wollten teilhaben am großen Schlussverkauf jüdischen Besitzes.

Katalog zur Ausstellung: Wolfgang Dreßen (Hrsg.): Betrifft: „Aktion 3". Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Dokumente zur Arisierung. Aufbau Verlag Berlin 1998, 39,90 Mark.

Die Akten, die diese mit „Aktion 3" und „Aktion M" (Möbel-Aktion) getarnten Versteigerungen und Verkäufe jüdischen Besitzes belegen, sind fast alle gesperrt. Sie gelten als Steuerakten und stehen als solche der Forschung nach dem Archivgesetz von 1988 erst 80 Jahre nach Abschluß des Verfahrens (also frühestens 2020) zur Verfügung. Ein skandalöser Tatbestand, denn diese Bestände offenbaren in eindringlicher Weise den materiellen Nutzen, den die deutsche Bevölkerung aus der Vernichtung jüdischer Bürger gezogen hat. Ab Herbst 1941 waren Versteigerungen des Hausrats und Grundbesitzes deportierter Juden in ganz Deutschland gang und gäbe. Die kommunalen Finanzbehörden kündigten die Auktionen öffentlich an, die Einnahmen aus den Verkäufen flossen in die Finanzkassen.

Dem Düsseldorfer Politologen Wolfgang Dreßen gelang es 1998 mit Hilfe der Oberfinanzdirektion Köln, erstmals eine Auswahl dieser Dokumente aus den Archiven zu holen und in einer inzwischen vielbesprochenen und umstrittenen Wanderausstellung (derzeit in Freiburg) der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dreßen hat damit ein Tabu gebrochen, denn die Raubaktionen auf dem Höhepunkt des Holocaust umgibt bis heute ein Schein von Legalität. Sie schienen formaljuristisch abgesichert und die Nutznießer konnten sich auch nach 1945 darauf verlassen, dass die Finanzämter diese Aktionen gegenüber Wiedergutmachungsanträgen für „ordnungsgemäß" erklärten.

Mit der Veröffentlichung eines winzigen Teils der Akten ist nun ein wichtiger Schritt getan, denn mit ihrer Hilfe lassen sich neue Erkenntnisse über die „Arisierung" im Dritten Reich gewinnen. Schade ist, dass Dreßen diesen Schritt zu einer Bewertung der Dokumente nicht mitgegangen ist. Seine Kommentare im parallel zur Ausstellung erschienenem Katalog enthalten einige historische Ungenauigkeiten und angesichts der wenigen Dokumente vorschnelle Verallgemeinerungen. So verschiebt er die Motivebene der an der „Arisierung" beteiligten Bevölkerung von einer offensichtlichen moralischen Indifferenz hin zu einem vermuteten übergreifenden aktiven Antisemitismus, den es so nur bei einer Minderheit der deutschen Gesellschaft gegeben hat. Eben erst die staatliche und bürokratische Dekretierung des Vorgangs ließ die Deutschen mitmachen an der „Aktion 3" und nicht ein von Dreßen vermuteter eliminatorischer Antisemtismus.

Schade auch, dass er bereits vorliegende Arbeiten wie die von Frank Bajohr zur „Arisierung" in Hamburg oder die Studien Franziska Beckers oder Gerald D. Feldmans bei seiner Dokumentation nicht beachtet hat. So bleibt seine bisherige Arbeit bei einer verständlichen und angesichts der Aktensperrungen gerechtfertigten Empörung stehen, in einen notwendigen wissenschaftlichen Diskurs ist sie noch nicht eingetreten. Dies und die spektakuläre Präsentation der Ausstellung wird inzwischen von vielen Seiten bemängelt und hat den von Dreßen selbst produzierten Hoffnungsschimmer auf Archivöffnung wieder zerstört. Die noch vor zwei Jahren hilfsbereiten Kölner Finanzbeamten fühlen sich von Dreßen getäuscht, denn die versprochene Anonymisierung der Opfer- und Täternamen in den Akten hat Dreßen nicht vorgenommen. Die Akten sind nun wieder fest weggesperrt.

Ausstellungen dürfen spektakulär sein

Der fehlende Datenschutz irritierte auch die Humboldt-Uni, an der Dreßen die Ausstellung jetzt zeigen wollte. Das Referat für Öffentlichkeitsarbeit hat ihm unter Verweis auf rechtliche Probleme (gegen die Ausstellung läuft eine Klage) und auf die fehlende Wissenschaftlichkeit der Darstellung eine Nutzung des Foyers im Hauptgebäude als Ausstellungsort untersagt. Eine unverständliche Entscheidung, denn Ausstellungen dürfen, wenn man denn ein modus vivendi für sie finden will, durchaus spektakulär sein und die bestehenden juristischen Probleme hätten sich klären lassen. Auch mit einem vorgeschobenen Gutachten des HU-Zeithistorikers Ludolf Herbst kann die Universität nicht verbergen, dass sie für derartige Probleme gegenwärtig kein Konzept hat. Denn Herbst hat auf Grundlage des Katalogs und einer kleinen Ausstellungsskizze lediglich die Vor- und Nachteile sowie die Rechtsprobleme der Ausstellung bewertet, eine Entscheidung – wie jetzt dargestellt – über ihre Autorisierung kann er nicht treffen.

Dreßen wird seine Ausstellung nun im Rathaus Kreuzberg zeigen. Die Ausstellungseröffnung soll am 19. Juni jedoch an der HU stattfinden. Michel Friedman, Mitglied im Zentralrat der Juden in Deutschland, will an der Veranstaltung teilnehmen. Falls die Universität, so Dreßen, auch diese Veranstaltung nicht genehmigt, „gehen wir auf die Straße Unter den Linden".

jot

COPY SHOP
COPY SERVICE
COPY CLARA
Inh. G. Kienast
Jetzt auch im Internet
Reinschauen lohnt sich
www.copyclara.de
★ Kopien in s/w und Farbe
★ Drucken in s/w und Farbe
★ Großkopien bis A0
★ Alle Bindungen sofort
★ Diplom- u. Dissertationsarbeiten
Kopien s/w 6 Pfg. Farbe 65 Pfg.
Dorotheenstr. 90
10117 Berlin
Tel. 226 792 63
Fax 226 792 65

Ehrenbürger Ibrahim

Die Universität Jena trennt sich von ihrem Lieblingsarzt

Jussuf Ibrahim war bisher in Jena ein guter Name. Eine Kinderklinik, eine Straße und Kindertagesstätten sind nach dem aus Ägypten stammenden Kinderarzt benannt, der von 1917 bis zu seinem Tode 1953 die Universitätskinderklinik in Jena leitete. Ibrahim ist Ehrenbürger Jenas, erhielt sämtliche großen Auszeichnungen der DDR und ist Ehrendoktor der Friedrich-Schiller-Universität (FSU). In der kleinen thüringischen Universitätsstadt gilt er vielen Einwohnern ob seiner medizinischen Leistungen als Legende.

Die andere, nicht so schöne Seite Ibrahims wollte dagegen lange Zeit kaum jemand hören, obwohl sie seit Jahren bekannt ist. Bereits 1985 wurde Ibrahim im Zusammenhang mit den Euthanasie-Morden im Dritten Reich genannt. Ibrahim hatte 1942 auf dem Höhepunkt der Mordaktionen behinderter Menschen auf die Krankenblätter einiger Kinder geschrieben: „Euthanasie beantragt". Obwohl diese Dokumente in Ost und West zugänglich waren, blieb es auch bis lange Zeit nach der Wende bei den sauberen Legenden vom „Arzt der Kinder".

Erst im vergangenen Jahr, nach Veröffentlichungen des ausgewiesenen Experten für Medizinverbrechen im Dritten Reich, Ernst Klee und der Jenenser Medizinhistorikerin Susanne Zimmermann, wurde das bereits bekannte wieder publik, zumal Klee und Zimmermann den alten Dokumenten neue hinzufügten.

„Euthanasie beantragt"

Aus diesen Dokumenten geht zweifelsfrei hervor, dass Ibrahim nicht nur um die Euthanasie-Verbrechen wusste, sondern sich zumindest an den Tangenten dieser Verbrechen als Mittäter engagierte. So schickte er 1944 ein fünfjähriges Zwillingskind mit der Maßgabe „keine aussichtsreiche Zukunft" und „Euth?" in die als Tötungsanstalt fungierende Nervenklinik Stadtroda, wo das Kind wenig später offiziell an Herz-Kreislauf-Schwäche starb. Nach der Veröffentlichung dieser und anderer Dokumente entlud sich in Jena eine Debatte ungewohnten Ausmaßes mit heftigen Emotionen. Klee und Zimmermann wurden einer West-Kampagne bezichtigt, hunderte von Artikeln und Leserbriefen kämpften in der Ortspresse für und wider den Arzt und die bei solchen Themen stets präsenten gleichen Medienfiguren waren auch in Jena sofort präsent und heizten die Diskussion zusätzlich an.

Die Universität, die sich wegen ihres jahrelangen Schweigens einer besonders heftigen Kritik ausgesetzt sah, tat das einzig richtige und setzte eine Kommission zur Überprüfung der Vorwürfe ein. Unter der Leitung des Historikers Herbert Gottwald, der auch die Neubearbeitung der Universitätsgeschichte Jenas leitet, arbeitete die Kommission schnell und mit einer Sachlichkeit, die beispielgebend für ähnliche Probleme an anderen Orten sein könnte.

Zwingende Erkenntnisse

Bereits Ende April legten die sechs Hochschullehrer eine nüchterne und in ihren Ergebnissen nie polemische Expertise vor, die sich auch nicht scheute, bestehende Defizite im Umgang mit der eigenen Universitätsgeschichte deutlich zu benennen. So wurde das Fehlen von Untersuchungen zur Medizin im Nationalsozialismus an der FSU ebenso kritisiert wie das Fehlen einer wissenschaftlichen Biographie Ibrahims, die eine Gesamtdarstellung seiner Person ermöglicht und an die Stelle existierender Legenden tritt. Denn diese lassen sich nicht mehr aufrecht erhalten. In sieben Fällen, so das Ergebnis der Kommission, hat Ibrahim zwischen 1941 und 1945 Kinder nach Stadtroda zur Euthanasie überwiesen, alle sieben Kinder verstarben. Dass er trotz seiner Kenntnis der Vernichtungsaktionen Kinder nach Stadtroda überwiesen hat, läßt auch den Einwand der Verteidiger Ibrahims nicht bestehen, der Arzt habe zwar gewußt, aber nicht anders handeln können. Aus dieser Erkenntnis folgt für die Kommission zwingend, dass die Universitätskinderklinik nicht mehr den Namen Jussuf Ibrahim tragen kann. Ein entsprechender Beschluß des Akademischen Senats der FSU folgte den Em pfehlungen der Kommission.

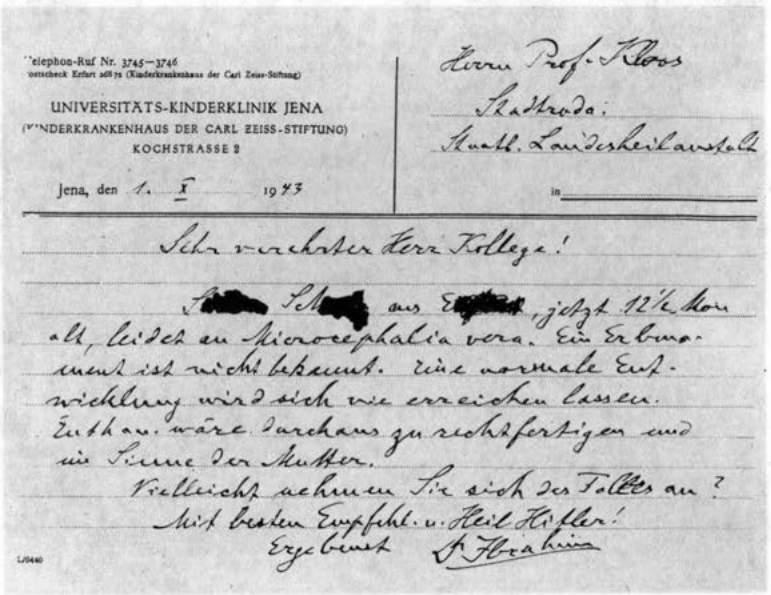
Die Universität bemüht sich nun, die Versäumnisse der letzten Jahre möglichst konsequent aufzuholen. Dazu gehört eine öffentliche Entschuldigung und ein Gedenk-Gottesdienst für die Euthanasie-Opfer sowie die besondere Förderung von Forschungen zu diesem Thema.

Angst vor der Heiligenfigur

Lediglich in der Kommunalpolitik ist der Name Ibrahim im Zusammenhang mit Euthanasie nach wie vor ein Tabu. Im Vorfeld der am 14. Mai stattgefundenen Oberbürgermeisterwahlen spielte dieses Thema keine Rolle. Peter Röhlinger, der alte und neue Oberbürgermeister der Stadt, hat noch immer Angst vor der für viele Jenenser nach wie vor gültigen Heiligenfigur Ibrahim. Röhlinger verrechnet immer noch die guten und bösen Taten Ibrahims: „Er schützte doch auch jüdische Familien", sagt Röhlinger entschuldigend und will damit erst mal Ruhe schaffen. Bis weit nach der Wahl. Dann vielleicht kommt auch die Zeit, dass sich Jenas Lokalpolitiker mit ihrem Ehrenbürger Jussuf Ibrahim auseinandersetzen.

jot

Der vollständige Bericht der Kommission kann unter www.verwaltung.uni-jena.de/oeff/ibrahim heruntergeladen werden.



Telephon-Ruf Nr. 3745–3746
Postscheck Erfurt 2675 (Kinderkrankenhaus der Carl Zeiss-Stiftung)

UNIVERSITÄTS-KINDERKLINIK JENA
(KINDERKRANKENHAUS DER CARL ZEISS-STIFTUNG)
KOCHSTRASSE 2

Jena, den 1. X 1943

Herrn Prof. Kloos
Stadtroda
Staatl. Landesheilanstalt
in

Sehr verehrter Herr Kollege!

[redacted] aus [redacted], jetzt 12½ Mon. alt, leidet an Microcephalia vera. Ein Erbdokument ist nicht bekannt. Eine normale Entwicklung wird sich wie erreichen lassen. Euthan. wäre durchaus zu rechtfertigen und im Sinne der Mutter.
Vielleicht nehmen Sie sich des Falles an?
Mit besten Empfehl. u. Heil Hitler!
Ergebenst J. Ibrahim

L/0440

Überweisungsschreiben Jussuf Ibrahims vom 1.10.1943. Überweisung eines behinderten Säuglings nach Stadtroda

Die Mitläuferin

Das „Literaturforum" lädt Zeitzeugen zum Gespräch

Ilse Schmidt, 1919 geboren, bewirbt sich kurz vor ihrem 21. Geburtstag als Bürokraft im Marineministerium der Deutschen Wehrmacht. Sie wird zunächst als Stabshelferin einer Propaganda-Kompanie in Paris zugeteilt, später in Belgrad und der Ukraine stationiert. Erst zu diesem Zeitpunkt wird sie mit den täglichen Greueltaten an Partisanen und Juden konfrontiert, erfährt von den Hinrichtungen, die sich nicht mehr geheim halten lassen.

Die Erlebnisse prägen sich ihr tief ins Gedächtnis ein. Nach Kriegsende gerät sie 18 Monate in Gefangenschaft und arbeitet anschließend bei der Sowjetischen Militäradministration in Berlin-Karlshorst. Mehr als 40 Jahre später hat Ilse Schmidt mit Hilfe der Soziologin Gaby Zipfel und der Historikerin Annette Kuhn ihre Erinnerungen niedergeschrieben.

Am Donnerstag, dem 20. April, stellte sich die Autorin den Fragen von Studenten, Historikern und Zeitzeugen im Rahmen einer Podiumsdiskussion. Die Reihe „Lebenszeugnisse" des Literaturforums im Brecht-Haus (Chausseestraße) wird von Professor Wolfgang Benz, Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, und Therese Hörnigk (Literaturforum) betreut. Die Veranstaltung findet seit Oktober 1994 einmal monatlich statt. Es werden Biographien und Erinnerungen von Menschen vorgestellt, die nach 1933 Widerstand leisteten, ins Exil vertrieben oder verfolgt wurden. Aber auch Mitläufer oder Täter kommen zu Wort und stellen sich der Diskussion.

Ilse Schmidt las, nachdem sie im Gespräch mit Wolfgang Benz ihre Lebensgeschichte kurz skizziert hatte, einige Kapitel aus ihrem Buch vor. Dabei versuchte die Autorin, ihre persönlichen Erfahrungen dem Publikum mitzuteilen, Situationen von ihrem Standpunkt aus zu erklären. Benz, der die Veranstaltung moderierte, füllte einige Erinnerungslücken mit historischen Fakten: Als Zivilbedienstete arbeiteten Frauen in der Militärverwaltung in allen möglichen Hilfsfunktionen: als Schreib- und Registraturkräfte, Telefonistinnen, Küchenhilfen oder Putzfrauen. Ferner wurden sie eingesetzt in den Bekleidungs- und Zeugämtern, in Munitionsanstalten, als Näherinnen, Schneiderinnen oder Hilfsarbeiterinnen. Um den Personalbedarf zu decken, begann die Wehrmacht ab 1940 systematisch deutsche Frauen als Fernsprecherinnen, Fernschreiberinnen und Funkerinnen auszubilden. Sie wurden nicht nur im Reich, sondern auch in den besetzten Gebieten eingesetzt. Luftwaffe und Marine ließen Frauen als Flugmeldehelferinnen feindliche Flieger orten. Im Ersatzheer waren 300.000 Frauen, im Feldheer 20.000 und bei der Luftwaffe sogar 13.000 Frauen beschäftigt.

Das zum großen Teil aus Fachleuten bestehende Publikum von ungefähr 50 Leuten konfrontierte die ehemalige Wehrmachtsangehörige mit kritischen Fragen: „Sie berichten von erschütternden Erlebnissen, die sie gemacht haben. Aber haben sie auch versucht, die Propaganda in Frage zu stellen?", wollte beispielsweise eine junge Studentin wissen. Ilse Schmidt antwortete eher verhalten: Ja später, da habe sie gewusst, dass alles falsch und ein schrecklicher Irrtum gewesen sei. Lieber waren ihr offensichtlich Wortmeldungen, die sie für den Mut lobten, ihre gemachten Erfahrungen in einem Buch zu veröffentlichen, sich als Mitläuferin eines Unrechtsregimes erkennen zu geben. Ältere Zuhörer nutzten die Veranstaltung, um von ihren eigenen Erlebnissen zu berichten, vielleicht das erste mal ihr Schweigen zu brechen. Die Diskussion setzte sich auch im Anschluss fort. Zwei Studenten der Humboldt-Universität sind seit zwei Jahren regelmäßig dabei: „Man erfährt etwas über den ganz normalen Alltag im Nationalsozialismus, der aus Widerstand und Anpassung bestand. Und man hat darüber hinaus die Chance, Zeitzeugen zu befragen. So etwas ist sehr selten, sollte aber Grundlage für jedes Geschichtsstudium sein", sagte der angehende Historiker Clemens Wagner. Dann begab er sich zu Ilse Schmidt, um sich sein neu erworbenes Buch „Die Mitläuferin" von der Autorin signieren zu lassen.

ix

Die Veranstaltungen finden im Literaturforum im.Brecht-Haus, Chausseestraße 125,statt (U-Bahnhof Zinnowitzer Straße oder Oranienburger Tor)

Ilse Schmidt: Die Mitläuferin. Erinnerungen einer Wehrmachtsangehörigen, Aufbau-Verlag Berlin 1999, 34 Mark

stationierte Nachrichtenhelferinnnen

„Zum Abschied ein Krokodil"

Werner Schröder: Erinnerungen eines Zoologen

In diesem Buch wird eine ungewöhnliche Persönlichkeit in meiner Erinnerung wieder lebendig, deren Lebensweg mit unserer Universität und der Stadt Berlin in einer Weise verbunden ist, die in hohem Maße von des Schicksals Mächten bestimmt wurde, denen diese Generation mit unermesslichen Anforderungen an die eigenen Entscheidungen ausgesetzt war.

Werner Schröder sagt von sich, „ich war nie eine Kämpfernatur, und alles Laute ist mir ein Greuel". Seine Frau hat diese Aufzeichnungen, die jetzt in einer Neuausgabe vorliegen, wieder zugänglich gemacht. Schröder lag jede Selbstdarstellung ferne, er widmete sich seinen Interessen und Aufgaben mit unbeirrbarer Beharrlichkeit. Sie waren weit gefächert, doch mit ganz vorranglger Neigung zum Umgang mit Tieren, besonders Reptilien. So lernte ich ihn 1938 als älteren Studenten auch im damaligen Zoologischen Institut in der Invalidenstraße kennen. Damals war er Doktorand bei Konrad Herter und immerhin schon 30 Jahre alt. Als wir uns in Herters Wohnung begegneten, sprach er sehr kenntnisreich über Seurat und Maltechnik. Er hätte auch professionell über Boxen reden können als zweimaliger Deutscher Studentenmeister im Federgewicht. Aber er hatte Zoologie, Botanik und Paläontologie studiert, und der Zoologie widmete er sein Leben. Als ich ihm im Institut traf, war er Hilfsassistent mit gut gesicherten Terrarien, die Giftschlangen beherbergten. Seine Untersuchungen waren sinnes- und stoffwechselpsychologisch orientiert, kamen aber nicht zum Abschluss.

Am 3. August 1945 begann für Werner Schröder der Lebensabschnitt, der bleibende Spuren hinterlassen hat, und dem der Hauptteil des Buches gewidmet ist. Nach Gesprächen, die auch Frau Katharina Heinroth kurz zuvor hier im Institut mit Konrad Herter geführt hatte, wurde er neben ihr zum Stellvertretenden Leiter und Geschäftsführer des Zoologischen Gartens berufen. Das Buch legt Zeugnis ab von seinem zielstrebigen Einsatz, die durch Kriegseinwirkungen weitgehend zerstörte Einrichtung finanziell zu sichern und das Aquarium nach dem großartigen Konzept von Oskar Heinroth (1871-1945) wieder aufzubauen, wobei dieses Aquarium immer eine Wohnstätte für Fische, Amphibien, Reptilien und Insekten war. So ist es geschehen und in diesem Sinne auch von seinem Nachfolger weiter geführt und erweitert worden. Das Buch ist angereichert mit sachkundig geschriebenen Geschichten; und in sowie hinter den Zeilen zeichnet sich ein wichtiges Stück Zoogeschichte ab, dokumentiert durch eine facettenreiche Persönlichkeit, die sich wohl auch zu Lebzeiten nur Wenigen wirklich öffnete. Werner Schröder hat den Wiederaufbau des Berliner Aquariums als sein Lebenswerk bezeichnet: „Mein Lebenswerk war eine gute Visitenkarte für die Stadt." Daran erinnert auch dieses Buch.

Günter Tembrock

Werner Schröder: Zum Abschied ein Krokodil. Heiter Besinnliches über Mensch und Tier. Westkreuz-Verlag Bad Münstereifel 1999.

Der Autor des Artikels ist Emeritus am Institut für Biologie der HU.

Antiquariat
Kurt-Georg Zeisig

Ankauf · Verkauf · Versand

Ebertystraße 51
10249 Berlin
Tel./Fax (030) 427 37 54
Fax (030) 42 25 61 74
Do. u. Fr. 10-18.30 Uhr
Sa. 9-14 Uhr

ständig wechselndes Angebot an
über 2000 Taschenbücher
Stück 2,-
Schallplatten
Stück 5,-
Bücher
Noten
Partituren

ANTIQUARIAT IN DER KNORRE

Restauration·Antiquariat·Ballsaal

Knorrpromenade 2
10249 Berlin
Tel. (030) 29 00 70 77
Verkauf
Mittwoch - Samstag
ab 17.00 Uhr

Tram bis SEZ ← **U-Bahn Frankfurter Tor** → **Tram Wühlischstr.**

Was übrig blieb

Rückschau auf das Studentenfilmfestival SehSüchte

Der Alltag eines hundertjährigen Bauern ist banal. Der Film über diesen nicht. Die Fliegen, die der Alte mit zittriger Hand klatscht, hätten wohl keine Geschichten vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts erzählen können. Wurde der Mähdrescher nun anno neun oder anno elf angeschafft? Die Dokumentation „How time flies" schafft es, sich dem Hundertjährigen angemessen zu nähern und trotzdem neue Bilder zu finden. Schön, wie die Mahlzeiten im Zeitraffer eingenommen werden.

Animationsfilme sind ähnlich wie Dokus entgegen den Spielfilmen bei den Sehsüchten eher selten auszumachen. Dennoch bleiben gerade sie besonders im Gedächtnis. Wunderbar durchgeknallt ist „Paramatrix", ein Film über künstliche Bärenintelligenz, der neben exzellenten, farbenfrohen Bildern auch noch mit einer intelligenten Geschichte aufwarten kann. Doch neben Filmen, bei denen der Spaß im Vordergrund steht, z. B. bei per Hand animierten He-Man Figuren, gilt bei anderen hauptsächlich die glatte Oberfläche. Produktionen wie „Overdrive" wirken wie ein Aushängeschild für die Hochschulen, um zu zeigen, was technisch und finanziell möglich ist. Andere Filme waren auch einfach unverständlich oder versteckten konfusen Inhalt hinter einer ausgefallenen Ästhetik.

Besonders freut bei dem breiten Spektrum an Filmen, dass Ungewöhnliches belohnt wird. Der Wunderkind-Award von Wolfgang Joop konnte an die beiden Regisseurinnen Sigrun Köhler und Wiltrud Baier für ihren Film „How time flies" vergeben werden. Auch die anderen Preise im Wert von insgesamt 57.000 DM haben ihre glücklichen Gewinner gefunden (siehe Kasten). Mit „Babcha" wurde ein Film aus Israel ausgezeichnet. Die junge Generation und ihr Umgang mit den Großeltern, Überlebende des Holocaust, steht hier im Vordergrund. Dror ist bei seiner Oma Babcha zum „granny sitting" und stellt ihr seine neue Freundin vor. Nach einem heiteren Tag am Meer, der aber ebenso die ständige Belastung aus der Vergangenheit, die Angst, aber auch Schuldgefühle von Babcha zeigt, stirbt sie. Zum Schluß summt die Tätowiernadel, Dror läßt sich die Nummer seiner Großmutter in den Arm sticheln.

Etwa 8000 Leute hatten sich Ende April trotz des schönen Wetters auf den Weg nach Potsdam gemacht, um sich in den Filmrausch zu stürzen. Und bei 148 gezeigten Beiträgen konnte man leicht bis zum Zusammenbruch im Kinosessel ausharren. 13.00 bis 15.00 Uhr der erste Block, fünf Minuten Pause auf der Wiese bei Hitze und Mücken, 15.00 bis 17.00 Uhr der nächste Block und dann zur Entspannung ins Forum der Filmemacher. Leider gestaltete diese Veranstaltung sich nicht ganz so spannend. Die Gespräche mit den Regisseuren waren eher schleppend, was zum Teil auch an den Verständigungsproblemen gelegen haben könnte. Englisch als offizielle Festivalsprache war den meisten, auch deutschen Teilnehmern nicht so geläufig. Doch besonders die Moderatoren wirkten nicht unbedingt kompetent und außer: „How do you find your idea?" fiel ihnen nichts ein. Dass Fragen aus dem Publikum fehlten, war vor allem auch organisationsbedingt. Viele hatten die Filme, die zur Diskussion standen, gar nicht gesehen, da sie Stunden oder am Tag vorher liefen. Direkt nach den Blöcken etwas Zeit für Fragen zu lassen, hätte vielleicht mehr Sinn gemacht.

Außer mit Film anschauen konnte die Zeit aber auch mit Film machen verbracht werden. Es gab die Möglichkeit, an verschiedenen Workshops nach vorheriger Anmeldung kostenlos teilzunehmen. Der Production Technique Workshop wurde von Glenn Gebhard, Professor an der Loyola Marymount University, Los Angeles, geleitet und etwa 25 Filmstudenten aus der ganzen Welt hatten sich angemeldet. „Am ersten Tag wurden Filmbeispiele gezeigt und Vertonung, Musik und Kameraführung erklärt," erzählt Mareike, die als einzige Nicht-Filmstudentin teilgenommen hatte. „Für mich war das alles interessant, doch für die anderen wohl zu elementar, am nächsten Tag sind nur noch sechs Teilnehmer wieder gekommen." Eindeutig wurde hier die falsche Zielgruppe angesprochen. Klar dass es jemanden, der schon eigene Filme gedreht hat, langweilt, eine Tür mit der S-VHS Kamera abzufilmen. Warum für Grundkenntnisse gleich ein Professor engagiert werden muß, oder nicht einfach verschiedene Workshops je nach Vorkenntnissen angeboten werden, können sich die Veranstalter für die nächsten SehSüchte ja noch mal überlegen.

Bleibt die Frage offen, was außer hoffentlich intensiven Beziehungen zwischen den Filmemachern von den Sehsüchten übrig bleibt. Auf jeden Fall kommt der 89minütige Film „Oi! Warning" im Herbst ins Kino. Ein Verleih konnte sich für die nicht leicht verdauliche Kost um einen Skinhead, einen Punk und einen Unentschlossenen erwärmen. Der ORB zeigte zwar im Mai eine Auswahl von Filmen im Nachtprogramm, hat aber für den Rest des Jahres nichts geplant. Es wäre schade, wenn viele Filme einfach nur in den Schubladen verschwinden würden, manche waren wirklich gut.

nh

Gewinner, SehSüchte 2000

1. Spielfilmpreis:	"El Infanticida" (Regie: Pilar Ruiz Gutiérez, Spanien 1998, 16 min)
2. Spielfilmpreis:	"Natalia" (Regie: Marco Sopic, Serbien 1999, 28 min)
Dokumentarfilmpreis:	"Havanna mi amor" (Regie, Buch, Schnitt: Uli Gaulke, D 2000, 80 min)
Animationsfilmpreis:	"Musca Domestica" (Regie: Denis Bivour, D 1999, 4 min)
Produzentenpreis:	"3 Tage 44" (Produzent: Kathrin Leme, Regie: Oliver Dommenget, D 2000, 22 min)
Wunderkind-Award:	"How time flies" (Doku, Regie: Sigrun Köhler, Wiltrud Baier, D 1999, 11 min)
OmU Preis:	"Tossing Rocks" (Regie: Dennis W. Fitzgerald, Canada 1999, 10 min)
Preis Deutscher Nachwuchsfilm:	"Poppen" (Regie: Marco Petry, D 1999, 15 min)
Preis der Veranstalter:	"Babcha" (Spielfilm, Regie: Micky Zilbershtein, Israel 1998, 28 min)
Preis des Publikums:	"Soulfinger" (Regie: Marc Malze, D 1999, 10 min)

Schöne neue Mitte

Für den Kunstverein ACUD ist kein Platz mehr in der Hauptstadt

Das Haus in der Veteranenstraße 21 in Mitte, das seit 1991 von dem Kunstverein ACUD genutzt wird, ist verkauft worden. Jedoch nicht an den Verein, der seit Jahren um das Grundstück kämpft, sondern an eine westdeutsche Immobiliengesellschaft, die dort Eigentumswohnungen bauen möchte.

Schon durch die unsanierte Fassade, die mit alten Straßenschildern aus DDR-Zeiten geschmückt ist, und durch den verwilderten Garten, fällt das ACUD in der Veteranenstraße auf. Im Haus untergebracht sind das mehrmals für sein Programm prämierte Kino (siehe auch British Independent Filmfestival im Kasten), Mädchenclub, Theater, Konzert-Café, Galerie und Club.

Die anderen Häuser in der Nachbarschaft sind bereits saubersaniert oder werden es in naher Zukunft sein. Was auch auf das ACUD zukommt, für das „dann kein Platz mehr ist", so Makler Matthias Freiherr Teuffel von Birkensee, der den Verkauf des Hauses arrangierte. Der Makler wurde nach der Rückübertragung des Grundstücks Anfang 1999 an die Erbengemeinschaft von dieser als Verwalter beauftragt. Bei der Abwicklung des Hausverkaufs sind sowohl die ACUD-Leute, als auch die Erbengemeinschaft betrogen worden. Der vereinbarte Kaufpreis betrug 800.000 DM. Die Leute vom ACUD, die zum größten Teil seit Jahren ehrenamtlich arbeiten, hatten von den Erben die mündliche Zusicherung für den Kauf des Hauses erhalten; der Makler hatte um einen Termin gebeten, um das schriftlich zu fixieren. Die Summe konnte durch Spenden, Bankkredite und die Stiftung Umverteilen aufgebracht werden. Eigentlich schien die Zukunft für den alternativen Kunstverein nie rosiger. Doch drei Tage später kam die Nachricht übers Telefon: Das Grundstück ist verkauft, und das für 850.000 DM!

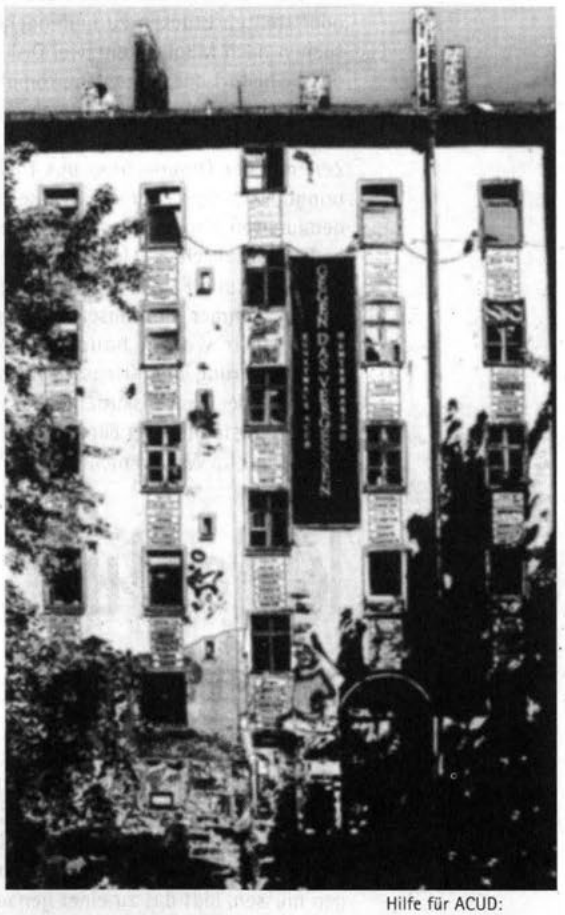
Auch nach einem Monat hat sich der Käufer nicht gemeldet, der Name ist der Sanierungsstelle unbekannt und es gibt keinen Eintrag ins Grundbuch. Freiherr von Birkensee teilte nur mit, es sei eine westdeutsche Immobiliengesellschaft, die dort Eigentumswohnungen errichten werde.

"Das ACUD diente dem Makler offensichtlich als Köder, damit der Grundstückspreis möglichst niedrig angesetzt wurde", sagt ACUD-Geschäftsführerin Jutta Braband. Damit wurden auch die Erben betrogen; sie hätten von einer privaten Firma für das Grundstück wesentlich mehr Geld bekommen können.

Weltstadt ohne Subkultur – wen störts?

Das Tacheles wird saniert, der Pfefferberg ebenfalls. Und das nachher nichts mehr ist wie vorher, ist den Beteiligten bewußt und zumindest beim Pfefferberg auch gewünscht. Auf der Freifläche hinter dem Tacheles soll ein Shopping-Center entstehen und der Pfefferberg plant unter anderem, genau wie das ACUD, gastronomische Freßtempel, die die Wirtschaftlichkeit sichern sollen. Kultur allein, erst recht Subkultur, die den Anspruch haben sollte, entweder kostenfrei oder zumindest auch für sozial Benachteiligte bezahlbar zu sein, ist wirtschaftlich nun mal nicht ertragreich.

Schließt das ACUD tatsächlich Ende dieses Jahres, verliert Berlin-Mitte damit ein Kulturzentrum, dass mit seiner über zehnjährigen Tradition fest in den Bezirksstrukturen verankert ist. Fehlen wird dem Bezirk auch die im ACUD geleistete Jugend- und Sozialarbeit. Doch noch geben die ACUD-Leute nicht auf: „Wir bleiben auf jeden Fall bis zur Räumungsklage", so Herrmann Greuel vom ACUD-Vorstand. Ein neuer Beginn an einem anderem Ort ist für die Kulturschaffenden denkbar, jedoch sind die Aussichten dafür alles andere als sonnig: in Mitte gibt es keine freien Orte für alternative Projekte. Das ACUD ist eben keine New Hype Media Agentur oder eine Sushibar. Neustarten hieße, in Randbezirke abzuwandern, aber selbst Friedrichshain, der als neuer „Szenebezirk" galt, wird zunehmend saniert und von Szenekneipen überschüttet.



Hilfe für ACUD:
Das ACUD benötigt trotz alledem Geld! Das wird vorerst nicht mehr für den Kauf, sondern zur Verteidigung des Hauses verwendet: z.B. für Anwaltskosten, Öffentlichkeitsarbeit etc. Spenden bitte an:
P.S.P. GmbH, Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kontonr. 633 571 04, Kennwort ACUD.

Nach dem Ende des ACUD und der Sanierung von Tacheles und Pfefferberg, wird es in Mitte kaum noch alternative Kultur geben, die mit Gegenkultur assoziiert wer- den könnte. Allerdings läßt sich dieser Begriff nicht mal auf die existierenden Projekte mit ihren momentan praktizierten Konzepten anwenden.

Dass Kultur ausschließlich unter ökonomischen Aspekten betrachtet wird, ist nichts Neues, dennoch sollte dies zu denken geben. Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn Inhalte beliebig sind und es nur auf das richtige Marketing eines „Events" ankommt? Multiplexe, die „mehr als nur Kino" bieten, dafür aber alle die gleichen Filme bringen. Theaterhäuser, die Tradition haben, aber kaum „Neues" zeigen. Die Lange Nacht der Museen, bei der zigtausend Menschen durch die Stadt rennen und soviel wie nur geht konsumieren wollen. Was bleibt ist Kunst, die satt macht und niemandem weh tut.

Karo Marschler

British Independent Filmfestival...

Im ACUD, fsk und im Kino in der Brotfabrik:
Unter dem Motto „Auf der Suche nach einem neuen Trainspotting" findet vom 25. - 31. Mai erstmalig in Berlin das British Independent Filmfestival statt. Gezeigt werden vierzehn aktuelle britische Filme, natürlich alle in der Original-Fassung. Eröffnungsparty am Freitag, 26. Mai, 20.00 Uhr mit dem Film „HUMAN TRAFFIC" in Anwesenheit des Regisseurs Justin Kerrigan. Danach gibt's Silent Noize, Fish´n'Chips und englisches Bier. Tickets & Infos unter: 443 59 498.

Keine Geschichte ohne Bilder

Am Friedrich-Meinecke-Institut etabliert sich ein Historiker- Kino

Noch vor fünf Jahren waren Fachschaftsinis an der FU eingeschworene politische Zirkel, die neben kubanischem Bohnenkaffee, einem konspirativen Erstsemester-Frühstück und Wissenschaftskritik wenig Unterhaltungswert zu bieten hatten. Mittlerweile konsolidieren sich die studentischen Initiativen auf wesentlich lokkere Art und Weise, sprechen aber deutlich mehr Studenten an. Am Friedrich-Meinecke-Institut (FMI), dem geschichtswissenschaftlichen Institut der FU, bauen fünf Studenten seit drei Semestern ein Kino-Projekt auf, in dem historische Themen im Spiegel des Mediums Film untersucht werden.

„Ich wollte endlich meine Ritterfilme zeigen und mit einer größeren Anzahl von Menschen darüber sprechen", begründet Hanno Hochmuth seine Mitarbeit beim Histo-Kino des FMI. Das Kalkül ging auf. Neben echten Freaks, die sich „Die Sieben Samurai" im japanischen OmU gaben, kamen Professoren und diskutierten nach den Filmen über den geschichtlichen Gehalt oder stellten Brücken zu laufenden Seminaren her. „Wir versuchen nach Möglichkeit zwei Diskutanten einzuladen. Einen, der die historische Faktenlage kommentiert und einen, der über die Rezeption des geschichtlichen Mythos spricht", erzählt Tobias Altendorf, der dieses Semester viel Zeit mit der Organisation des Histo-Kinos verbringt. Nach dem eher sozialwissenschaftlich angehauchten Thema des letzten Semesters „Die andere Gesellschaft", in dem Filme wie „Brazil" oder „Paul und Paula" gezeigt wurden, gibt es in diesem Sommer martialischen Kinostoff: Kriegsfilme. „Wir wollen hauptsächlich über die Thematisierung der Kriegsstoffe in der Entstehungszeit der Filme diskutieren. Das ist der Schlüssel zum Verständnis der Filme." So wurde der Anti-Kriegsfilm „Im Westen nichts Neues" (am 25. Mai) kurz nach Erscheinen von den Nazis verboten, die amerikanischen World War II-Filme der 60er und 70er Jahre spiegeln ein Geschichtsbewußtsein wider, das vom Kalten Krieg geprägt ist, „Die Abenteuer des Werner Holt" (am 6. Juli) ist vom DEFA-Filmbetrieb geprägt.

„Bisher ist das Histo-Kino noch ein Insider-Event. 90 Prozent der Besucher kommen aus dem Umfeld des Instituts", erzählt Tobias Altendorf. „Wir versuchen jetzt, in den anderen großen Instituten zu plakatieren und aus dem reinen Historiker-Umfeld herauszukommen."

Das Konzept klingt eigentlich studentenkompatibel. Es gibt keinen Werbeblock, der Eintritt ist umsonst und wenn die Organisatoren ein wenig Zeit von ihrer Seminararbeit abzweigen, gibt es sogar kaltes Bier.

raa

Das Programm

Jeden zweiten Donnerstag, immer 18:00 Uhr
Koserstraße 20, Hörsaal B, U-Bahnhof Podbielskiallee (U1)

25. Mai, Im Westen nichts Neues, Regie: Lewis Milestone (USA 1929/30)

8. Juni, Die Brücke von Arnheim, Regie: Richard Attenborough (USA 1976)

22. Juni, Ivans Kindheit, Regie: Andrej Tarkowski (UdSSR 1962)

6. Juli, Die Abenteuer des Werner Holt, Regie: Joachim Kunert (DDR 1965)

20. Juli, Apokalypse Now, Regie: Francis Ford Coppola (USA 1979)

kinoclub

„Manila" von Romuald Karmakar

"Ein Deutscher im Ausland ist immer eine kleine offene Wunde." Wer möchte da nicht zustimmen, der schon mal seine Mitreisenden vor dem Heimflug beobachtet hat? Wenn das Flugzeug aus unersichtlichen Gründen aber nicht starten kann und die deutschen Touris sich die Zeit in der Wartehalle totschlagen müssen, lädt das zu einer genaueren Beobachtung ein.

Romuald Karmakar widmet sich in seinem Film „Manila" dieser Aufgabe und fängt die Deutschen bei ihrer liebsten Beschäftigung, dem Reisen ein. Wie zu erwarten, fehlen hier weder skurrile Gestalten, noch derber Humor, auch junge philippinische Sexarbeiterinnen und ostdeutsche Lehrer erheitern die Szenerie. Teilweise droht der Film auf Mallorca-Niveau abzustürzen, wenn einem nicht der nächste Lacher im Halse stekken bleiben würde. Frauen und andere Minderheiten sind natürlich die Leidtragenden, doch sind die Witze und Sprüche nicht einfach Ballermann, sondern sagen in ihrer Heftigkeit viel über den Zustand und die Tabus unserer Gesellschaft.

Kleine Episoden von zunächst Unbekannten werden an den wichtigsten Orten des Flughafens erzählt. Die große Wartehalle wechselt mit dem Restaurant und der intimeren Bar, wo es natürlich Freigetränke gibt, hin zum wichtigsten Schauplatz, den öffentlichen Toiletten. Selten wurde einer „Klofrau" so viel Aufmerksamkeit zuteil, sei es von der Kamera oder von Frührentner Franz, der rasierte Venushügel zu seinem beliebtesten Photoobjekt degradiert hat.

In diesem Rahmen schließen sich ungewöhnliche Bekanntschaften, Konstellationen, die sonst nie zustande gekommen wären. Besonderer Höhepunkt ist eine Überraschung, die Flugchef Sky Du Mont für die Wartenden und Filmzuschauer organisiert: Eddi Arent spielt Eddi Arent und löst einen fiktiven Mordfall. Nur den mysteriösen Passagier Herbert Feuerstein vermag das nicht besänftigen.

Bekannte Schauspieler, wenn auch nicht weltberühmte, überzeichnete Klischees und echt lustige Szenen fügen sich zum „Gefangenenchor von Manila". Eine deutsche Komödie, deren Erfolg – vorausgesetzt Zuschauerzahlen seien hierfür ausschlaggebend – schwer einzuschätzen ist. Kinostart 1.6.2000

nh

Far East goes West

Eindrücke vom II. Far East Film in Udine vom 8. – 16. April 2000

Ein verregneter Sonntagabend im April in Norditalien. Ein weißer Pudel in einem grünen Fiat kläfft sich die Kehle aus dem Hals. In den menschenleeren kopfsteingepflasterten Straßen von Udine läge womöglich der Hund begraben – wäre da nicht das zweite „Far East Film"-Festival des asiatischen Films, das gerade am anderen Ende der Stadt seinen größten Star feiert: Stephen Chiau.

Hierzulande kaum bekannt, befindet sich der sehr menschenscheue Komiker und Regisseur, der seit Ende der achtziger Jahre zu den Superstars der Filmszene in Hong-Kong zählt, erstmals auf einem abendländischen Festival. Sechs seiner Filme sind retrospektiv auf dem Festival zu sehen, darunter sein größter Erfolg „King of Comedy" (inspiriert von Scorseses gleichnamigem Film) sowie sein letzter Film „The Tricky Master". Diese Hommage erscheint gerechtfertigt: Chiau ist ein Meisterschüler des sogenannten moleitau-Humors, ein spielerisch leicht wirkender Stil von Komik, der sich von dem kantonesischen Ausdruck moleiyau (übersetzt: „ohne Vernunft") ableitet. Diese Komödientechnik basiert weder auf vorgeschriebenen Szenen im Drehbuch noch auf mündlichen Vereinbarungen, sondern ist rein improvisiert. Chiaus Vorliebe ist die Parodie von Trickaufnahmen und Spezialeffekten der Hong-Konger Actionfilme, in denen Zeit und Geschwindigkeit zuweilen zu groteskem Perfektionismus getrieben sind. Der Erfolg des moleitau-Stils während der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wird dem allgemeinen Gefühl von Unsicherheit in Hong-Kong hinsichtlich dessen politischen Übergabe an China zugeschrieben. Chiaus Humor, so leicht er daherkommt, mangelt es nicht an Tiefe. Das Auf und Ab seiner Karriere in der schnelllebigen Hong-Konger Filmindustrie scheint immer wieder in seinen Filmen durch.

Der künstlerische Leiter des Festivals, Derek Elley, hat Grund zu voller Zufriedenheit. Nach einjährigem Organisationsstress kann sich das von ihm zusammengestellte Programm sehen lassen: Über 50 Filme in einer Woche – einige davon zum ersten Mal in Europa oder gar Weltpremieren –, darunter die Retrospektiven zu Stephen Chiau und zum nordkoreanischen Film. Zusätzlich gibt es im Theaterfoyer eine Fotoausstellung von Paik Young-Ho, die ein halbes Jahrhundert südkoreanisches Filmschaffen dokumentiert, sowie eine Exposition von chinesischen Filmplakaten während der Kulturrevolution aus dem privaten Archiv des Hong-Konger Filmkritikers Paul Fornoroff. Im Vergleich zu den Vorjahren hat sich das aktuelle Programm enorm diversifiziert. Zwar bilden Hong-Kong, Kontinentalchina und Südkorea mit drei Vierteln der Festivalbeiträge immer noch den Programmschwerpunkt, doch daneben sind vier Produktionen aus Japan, jeweils zwei aus Taiwan und Thailand und je eine aus Vietnam und Singapur zu sehen. Alle Filme sind in englischer Sprache untertitelt, manchmal kommt sogar noch eine zusätzliche Unterzeile in asiatischen Lettern hinzu – nicht gerade Balsam fürs Auge, aber eine unerlässliche Hilfe angesichts des Sprachenwirrwarrs im Zuschauerraum.

Der Engländer Elley stellt unbestritten das wichtigste Bindeglied zwischen den Besucherströmen aus Orient und Okzident dar, denn er beherrscht nicht nur fließend die chinesischen Landesdialekte, sondern schreibt und recherchiert seit dreißig Jahren zum asiatischen Film und läßt folglich kein Festival, keine Retrospektive zwischen Seoul und London aus. Im Rahmen des Festivals hat der smarte Fünfzigjährige (Markenzeichen: Hornbrille, Schlaghosen und Baumwollblouson) jede Menge zu tun: Er moderiert die abendlichen Gesprächsrunden, interviewt Schauspieler, Produzenten und Filmemacher vor den Vorführungen und knüpft wichtige Kontakte mit europäischen Filmverleihern. Mit seinem künstlerischen Konzept möchte er sich bewusst von anderen europäischen Filmfestspielen, beispielsweise jenen in Rotterdam oder Venedig, abgrenzen, indem er neben künstlerisch hochwertiger Ware, sogenannten arthouse-Produktionen, auch populäres Kino ins Programm aufnimmt. Ihm ist es ein Hauptanliegen, die enorme Bandbreite des asiatischen Filmmarktes treffend zu präsentieren. Seiner Ansicht nach ist in den letzten fünfzehn Jahren eine paradoxe Situation entstanden: Eine Nischenkultur von hoch intellektuellen Filmen habe sich in Asien im Hinblick auf die europäischen Festivals entwickelt, und während deren Filmregisseure hierzulande Lorbeeren einheimsten, seien ihre Werke und Namen in ihren Heimatländern nahezu unbekannt.

Die taiwanesische Filmproduktion dürfte hier als Musterbeispiel dienen. Tsai Ming-liangs letzter Film „The Hole" sowie Hou Hsiao-hsiens „Flowers of Shanghai", beide international preisgekrönt und von europäischen und amerikanischen Kritikern gefeiert, waren ein paar Tage nach Erscheinen schon aus den Kinos in Taipeh verschwunden, verdrängt von Hollywoods Traumware. Fehlendes Publikum und damit fehlender Absatzmarkt vor Ort führen zu einer verheerenden Misslage für ambitionierte Filmemacher. Sie produzieren zwangsläufig für einen begrenzten Publikumsstamm fern der heimatlichen Ufer, der nur theoretische Berührungspunkte mit der taiwanesischen Kultur hat und schlimmstenfalls fernöstliches Lebensgefühl ins Wohnzimmer importieren will. Momentan werden in Taiwan höchstens 30 Filme pro Jahr gedreht. Die staatliche Subventionierung ist verschwindend gering, die Suche nach privaten Sponsoren kann sich über Jahre hinziehen.

Auf dem Festival hinterließ Chen Kuo-fu mit seiner gesellschaftskritischen Studie „The Personals" (1999) einen tiefen Eindruck. Eine junge Augenspezialistin, gespielt von der tai-

Neue Bücher zum Thema

Planet Hong Kong von David Bordwell,
Popular Cinema and the Art of Entertainment. Harvard University Press, vorauss. Mai 2000. (Intelligente Analyse der Hong Konger Filmindustrie und dessen Einflüsse auf die internationale Filmkultur) Siehe auch: http://www.hup.harvard.edu

At the Hong Kong Movies von Paul Fonoroff,
600 Reviews from 1988 till the Handover. Hong-Kong 2000. (Praktisches Handbuch von einem der führenden Hong-Konger Filmkritiker und -historiker, der größte Teil der besprochenen Filme ist inzwischen entweder auf Laserdisc oder Video erhältlich). Siehe auch: http:\\www.charmes.de

Mark Contemporary Japanese Film von Schilling,
Weatherhill, New York/Tokyo 2000. (Umfassende Dokumentation der japanischen Filmproduktion in den Neunzigern, inclusive Interviews, Kritiken und thematisch geordneten Abhandlungen).

wanesischen Schauspielerin und Sängerin René Liu, ebenfalls Ehrengast in Udine, hat eine Heiratsannonce aufgegeben. Die schier nicht abbrechen wollende Reihe von Kandidatengesprächen im zeitlosen Ambiente des ältesten Taipeher Teesalons trägt Dokumentarfilmcharakter. Entscheidend wird der Blickwinkel des Zuschauers, der sich schrittweise von den Makeln und Täuschungsmanövern der Heiratskandidaten entfernt und die Protagonistin fixiert. Am Ende entpuppt sich deren Suche nach dem idealen Lebenspartner als Selbstbetrug masochistischen Ausmaßes. Alles dreht sich um die Frage, wie sich das moderne Individuum nach außen „vermarktet". Herausgekommen ist dabei eine scharfsinnige Analyse der zeitgenössischen taiwanesischen Gesellschaft, die einerseits verzweifelt an Altem festhält, zugleich aber Emanzipation und Demokratie herbeisehnt.

Chinesische Horrorfilme

Im letzten Jahr stellte das „Far East Film" das nahezu in Vergessenheit geratene filmische Oeuvre Maxu Weibangs, dem Meister des chinesischen Gruselfilms im Shanghai der zwanziger Jahre, vor. Auch diesmal reagierte die Festivalleitung sensibel auf einen düsteren Trend in der asiatischen Filmszene und reservierte einen Tag für das momentan gefragteste Filmgenre Asiens, den Psycho-Horrorfilm. Auslöser war der japanische Phantasie-Horrorfilm „The Ring" (1998) von Hideo Nakata, der vor achtzehn Monaten einen Einnahmenrekord auf dem asiatischen Filmmarkt verursachte und den asienweiten Boom an Psycho- Horrorware begründete. Der Plot basiert auf dem Roman von Koji Suzuki und ist mittlerweile durch zwei ebenfalls erfolgreiche Fortsetzungen vervollständigt worden. Nicht ohne Stolz präsentiert die Festivalleitung erstmals auf einem abendländischen Forum die vollständige Ring-Trilogie, darunter auch der abschließende „Ring 0: The Birthday", der erst vor drei Monaten in die Kinos kam. Im Mittelpunkt des Geschehens steht eine moderne Gefährtin Frankensteins, die mysteriöse Sadako (hervorragend gespielt von Yukie Nakama), die im ständigen Kampf mit der dunklen Seite ihres Wesens liegt. Nakata versteht es hervorragend, das Böse innerhalb einer alltäglichen Welt blitzartig zu evozieren. Auch in dem Thriller „Tell me something" (Seoul, 1999) des südkoreanischen Regisseurs Chang Youn-hyun stellt eine Frau die Täterfigur. Die erste Sequenz gibt den Ton an: Ein junger Mann betritt seine Wohnung und befindet sich im nächsten Augenblick bewusstlos auf einem Autopsietisch. Das Opfer ist nur eines von mehreren, deren sezierte Kadaver sich in Plastiksäcken über ganz Seoul verstreut befinden. Mit Abstand das interessanteste Drehbuch des Festivals, dessen erzählerische Komplexität den Zuschauer zwei Stunden lang auf Irrwege führt, wurde hier vorgestellt. Ein fünfköpfiges Autorenteam einschließlich des Regisseurs arbeitete ununterbrochen zwei Jahre daran. Ein absolutes Novum stellt die von dem deutschen Filmwissenschaftler Johannes Schönherr organisierte Reihe nordkoreanischer Filme dar: Acht Filme dieses hermeneutisch abgeriegelten Fleckchen Erde, zugleich eine der letzten kommunistischen Bastionen, erleben außerhalb ihres Landes eine weltweite Premiere. Freilich sind diese staatskonformistischen Produktionen aus den Studios in Pyongyang aufgrund ihres propagandistischen Untertons mit Vorsicht zu genießen und werden aufgrund mangelnder Nachfrage seitens des Publikums nur in den frühen Morgenstunden des Festivals gezeigt. Beispielsweise wird in dem Drama „A Bellflower" (1987) die Stadtflucht angeprangert und in der Liebesgeschichte „Myself in the Distant Future" (1997) Faulheit verdammt und der arbeitstüchtige Proletariererheld glorifiziert. In der aktuellsten Produktion „Forever in our memory" (1999) lautet die Botschaft schließlich: Haltet zusammen, denn nur durch einen „gesunden Volksgeist" können Wetterschäden, schlechte Ernten und Lebensmittelrationen überwunden werden! Trotz seines begrenzten Horizontes erscheint es lobenswert, den nordkoreanischen Film einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dieses nicht nur aus soziologischen Gesichtspunkten interessante Unternehmen überzeugte auch eine Gruppe von Berlinern. Sie packten die Filmrollen kurzerhand ins Reisegepäck, um sie vom 20.-26. April im Rahmen einer nordkoreanischen Retrospektive im „Eiszeitkino" zu zeigen.

Es bleibt zu hoffen, daß auch andere Filme des Udiner Festivals ihren Weg in die Berliner Kinosäle finden werden.

Claudia Hennen

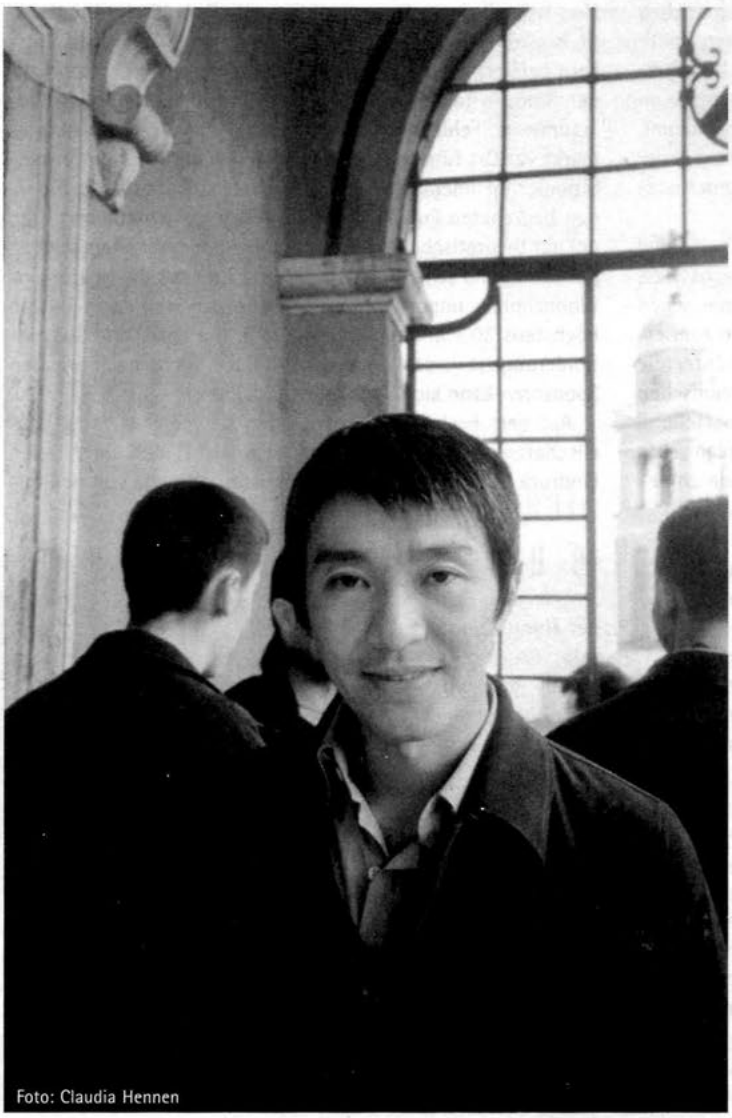


Foto: Claudia Hennen

Stephen Chiau. Dem Superstar aus Hong-Kong war die Retrospektive gewidmet.

Bewältigungsgroteske

Frank Castorf versucht sich an Robert Harris' „Vaterland"

Fast zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs scheint auch der Kalte Krieg in Europa vor dem Ende zu stehen. Die Sensationsmeldung des Jahres 1964 lautet: Der amerikanische Präsident Kennedy plant einen Staatsbesuch beim Herrscher der anderen großen Supermacht. Entspannung steht auf dem Programm: „Sie haben ihr System, wir unseres", lautet die neue amerikanische Doktrin. Soweit kommt einem die Situation bekannt vor.

Doch in Robert Harris' Roman „Vaterland" von 1992 gibt es einige unbedeutende Änderungen: Der Führer der anderen Supermacht heißt Adolf Hitler, der sich kurz vor seinem 75. Geburtstag noch bester Gesundheit erfreut. Nazideutschland hat den Krieg gewonnen; in Westeuropa herrschen Marionettenregime in einer deutsch dominierten „Europäischen Gemeinschaft", die Sowjets sind hinter den Ural zurückgedrängt worden und verwickeln die dorthin entsandten deutschen Strafbataillone in einen verlustreichen Partisanenkrieg.

Die 11 Millionen Opfer des bis zum Ende durchgeführten Holocaust sind vergessen. „Sie sind in den Osten gegangen", wird das Verschwinden der Juden mit einem unbehaglichen Achselzucken kommentiert. Wer weiter fragt, macht sich verdächtig. In diese Gesellschaft setzt Robert Harris seine Kriminalgeschichte: Der Polizist Xaver März kommt einer Mordserie auf die Spur: Wie sich später herausstellt, sollen die letzten verbliebenen Zeugen der Wannsee-Konferenz ausgeschaltet werden. Mit seinen Ermittlungen macht er sich folgerichtig mächtige Feinde bei der Gestapo. Als er dann die Beweise für den Holocaust entdeckt, will niemand davon wissen...

"Hier bauen die Bundesrepublik Deutschland und das Land Berlin die Reichshauptstadt ‚Germania'. Projektleitung: Volksbühne", ist neben einer Skizze von Albert Speers Prachtbauten am Rosa-Luxemburg-Platz zu lesen. Frank Castorf, fasziniert von Harris' Parallelnachkriegszeit, wollte Vergleiche auf die Bühne bringen: Mit der realen deutschen Gesellschaft zwischen Wiederaufbau und kollektiver Verdrängung, zwischen dem „Realnationalsozialismus" (Roland Koberg, Berliner Zeitung) und der späten DDR. Das wäre zwar fragwürdig gewesen, aber interessant, und Frank Castorf hätte man es zutrauen können. Doch er ist gescheitert: Der einzige Vergleich, den er bringt, ist ebenso platt wie ausgelutscht, taugt nur für ein paar kurze Lacher: Albert Speers Germania ist gleich Daimler/Sonys Potsdamer Platz. Der Rest der Inszenierung bewegt sich in den Bahnen einer Vergangenheitsbewältigungsgroteske, bei der viel zu wenig deutlich wird, zu welcher Zeit sie spielt. Ohne Kenntnis von Harris' Romanwelt fühlt man sich zwischen den vielen Uniformen rettungslos verloren, die feinen Unterschiede zwischen dem realen SS-Staat und dem fiktiven überlebenden System muss man mit der Lupe suchen.

Die Akteure rennen, kämpfen, wälzen sich auf einer dunklen, mit Granulat bestreuten Bühne, die immer wieder von Regengüssen überschüttet wird. Zwei Reihen Baulampen deuten eine Landebahn an, links erhebt sich eine verzweigte Rampe, rechts führt eine Reihe Türen scheinbar direkt in die Folterkeller der Gestapo. Stephan Bissmeier spielt den Kripo-Fahnder März mal drohend, mal winselnd, mal hektisch über die Bühne rasend, mal gedemütigt. Er kämpft sich durch diese Hauptrolle. Mit Erfolg. Er stellt den Typus des Dissidenten, des systemabgewandten Workaholics brillant dar. Die Riege der SS-Schergen wird von dem gewichtigen Josef Ostendorf als Odilo Globocznik angeführt, der wunderbar eklig zwischen Brutalität, falscher Freundlichkeit und homoerotischer Lüsternheit hin- und herschaltet. Dagegen wirkt Silvia Rieger als die US-Journalistin Charlie Maguire wie die Verkörperung aller antiamerikanischen Vorurteile: Schrill, hektisch und unglaublich nervig.

Was Castorf auf die Bühne gebracht hat, ist eine Reihe von Einfällen. Einige sind großartig: So wird März' fanatischer HJ-Sohn Paule bei der Konfrontation mit seinem Vater von zwei Schlägertypen gespielt: Ein Familienausflug wird so zum Kreuzverhör. Höhepunkt des Stücks ist März' und Charlies Reise in die Schweiz, bei der sie die vergessenen Dokumente in einem Bankschließfach finden: Jean-Pierre Cornu als Bankdirektor liefert zunächst ein brillantes Spiel mit den Akzenten, um dann distinguiert sein moralfreies Credo der Neutralität bekannt zu geben: „Wenn der Qualm der Schlachten sich verzogen hat, bleibt eines immer bestehen: Die Tresore der Banken in den Schweizer Bergen." Genau so distinguiert trägt er später als Heydrich aus den Protokollen der Wannsee-Konferenz vor. Vieles Andere wirkt kalauerhaft bis konzeptionslos: „Je weiter wir nach Polen kommen, desto gasiger wird es", sagt März gegen Ende, als sie Richtung Auschwitz fahren. Dann singen alle ein trauriges jiddisches Lied und das Publikum wundert sich.

Bei der Premiere am Hamburger Schauspielhaus am 20. April dauerte „Vaterland" noch über vier Stunden und wurde in allen Zeitungen verrissen. Der Angriff der Kritik hat bewirkt, dass eine Woche später in Berlin gut verdauliche 2 ¼ Stunden daraus geworden sind – jedoch noch immer kein rundes Theaterstück.

jps

Foto: Matthias Horn

"Vaterland" von Frank Castorf läuft wieder am 1. und 15. Juni in der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz. Der Roman „Vaterland" von Robert Harris ist im Heyne Verlag erschienen und kostet DM 17,90.

Vorhang UnAuf

Theater im Gefängnis

Der Liederabend begann wesentlich später als ursprünglich geplant. Jeder Zuschauer wurde einzeln abgefertigt und musste seine Taschen leeren. Es gab keine Karten. Geschlossene Veranstaltung. Keiner kam rein und vor allen Dingen – keiner kam raus.

Vom 6. bis 13. Mai fand im Rahmen des Theatertreffens erstmals das Knastfestival „Theater und Gefängnis" statt. Am 10. Mai führten Schauspieler der „Volksbühne" in der JVA Brandenburg das Stück „Trainspotting" von Irvine Welsh auf. Am Donnerstag, den 11. Mai trat der bayerische Liedermacher Hans Söllner in der JVA Moabit auf. Freitag spielten Ex-Häftlingsgruppen aus England, Italien, Spanien und Berlin in der Volksbühne am Luxenburgplatz. Darüber hinaus fanden Workshops, Lesungen und Podiumsdiskussionen statt. „Das Ziel ist, der Ödnis des Vollzugsalltages durch künstlerische Aktivitäten von Gefangenen entgegenzuwirken, ein Fenster zur Welt aufzustoßen und neue Fragen zuzulassen", sagte Bernd Sprenger vom Verein „Kunst und Knast", einem der Mitinitiatoren.

Initialzündung war 1957 Herbert Blaus Aufführung von „Warten auf Godot" vor 1400 Häftlingen im amerikanischen Gefängnis von San Quentin. Die Knasttheaterkompanie der JVA Tegel „Aufbruch", von Roland Brus und Holger Syrbe 1997 gegründet, ist das größte Projekt dieser Art in Deutschland. Brus arbeitete bereits mit Obdachlosen zusammen und gründete das Obdachlosentheater „Die Ratten".

Zu dem Liedermacher Hans Söllner in der JVA Moabit waren ungefähr 100 der insgesamt 1300 Insassen gekommen. Sie hatten zuvor einen Antrag gestellt und bestimmte Auflagen zu erfüllen: Verlangt wurde die richterliche Zustimmung und es musste ausgeschlossen sein, dass die Gefangenen während der Veranstaltung einen Tatgenossen treffen.

Es war eine willkommene Abwechslung im tristen Gefängnisalltag, der nur durch eine Stunde Hofgang unterbrochen wird. 23 Stunden des Tages verbringen die Gefangenen in ihren Zellen. Viele hatten sich für die Veranstaltung angemeldet, jedoch nur ein Bruchteil wurde letztendlich zugelassen.

Mit Spannung erwarteten die Zuschauer den Auftritt des Künstlers. Spannung lag auch in der Luft. Annäherungsversuche erfolgten von beiden Seiten. Söllner, bekennender „Kiffer" und Querulant, traf genau den Nerv des Publikums. Spontaner Beifall war das Ergebnis. Seine Lieder, in stark bayerischer Mundart vorgetragen, wurden mit den Sätzen kommentiert: „Du bist ja schlimmer als wir. Eigentlich müsstest du hier drin sein". Das Eis war gebrochen. Den Song „Elvira" sangen Interpret und Publikum gemeinsam. Selbst die Beamten, anfangs von den Geschichten, die sich oft am Rand des Legalen bewegten, sichtlich irritiert, stimmten in den Chor mit ein.

Hans Söllner kam an: „Die Musik ist gut. Die Texte gefallen mir. Die Veranstaltung heute ist eine Ausnahme. Normalerweise sitzen wir den ganzen Tag in der Zelle und warten auf unseren Prozess", sagt einer der Insassen, der seit zwei Monaten hier ist, weil er gegen seine Bewährungsauflagen verstoßen hat. Viele, meist ausländische Gefangene, hatten Schwierigkeiten mit dem Dialekt. Sie klatschten einfach den Rhythmus der Musik.

Auf Zugaben wurde allerdings verzichtet. Beim letzten erklungenen Akkord ging es sofort zurück in die Zellen. Die Veranstalter planen, das Knastfestival im nächsten Jahr zu wiederholen. Viele der Gefangenen aber hoffen dennoch, dass sie nicht wieder mit dabei sind.

ix

Chamäleon im GLASKASTEN
Prinzenallee 33
13359 Berlin
(U9 Osloer Str./U8 Pankstr./Bus 255, 277/ Tram 23, 24)
Kartentelefon: 2827118
Eintritt: 29,- (ermäßigt 20,-)

„Gelinde Verdreht" von Rashad Salem

Zunächst einmal stellt sich die Frage, was denn überhaupt eine Musilette ist. Ganz einfach: es handelt sich um ein Kunstwort, gebildet aus Musical und Operette. Der Inhalt des Stückes hört sich wie ein Hollywood-Film an: Menschen (der Theaterboss Lorenzo, der junge Regisseur Marlon, die BWL-Studentin Lydia, ihr Mann, der Zeitsoldat Mannfred, Susanne, die in Marlon verliebt ist...) treffen auf Grund von bestimmten Umständen (Marlon will sein Theaterstück „Vom Winde verweht" in Lorenzos Theater inszenieren; Susanne soll die Hauptrolle spielen, was Lorenzo nicht will, denn er liebt Lydia, deren Mann Mannfred im Krieg ist...) aufeinander und durch ihre Verwicklungen miteinander und untereinander ist der Stoff eines unterhaltsamen Musilette-Abends gewebt. Wer es mag, sich ab und zu romantischen Träumereien hinzugeben, für den ist dieses Stück genau das Richtige.

Das Stück wird zwischen dem 25. Mai und dem 3. Juni 2000 jeweils um 20 Uhr im Chamäleon im Glaskasten in Wedding aufgeführt. Das Ensemble ist froh, dort spielen zu dürfen, denn so kann es auch vor einem außerstudentischen Publikum spielen. Schöne junge Menschen auf der Bühne, die schauspielern, singen und tanzen. (Nebenbei bemerkt, handelt es sich bei ihnen ausschließlich um Studenten der Unis in und um Berlin.)

Im Rahmen der „Bettgeschichten" in der Sophiengala (Sophienstr. 22A) am 3. Mai führte die Truppe zum ersten Mal zwei der insgesamt zwölf Szenen in der Öffentlichkeit auf. Einige der Darsteller versuchten, ihre Aufregung durch Rauchen zu unterdrücken, was gut verständlich ist, wenn man vor so einem Ereignis wie einer Premiere steht.

Das Programm der „Bettgeschichten" umfasste elf Einzel-Acts und „Gelinde Verdreht" war als letztes an der Reihe – also Ausharren und Aufgeregtsein bis zum Ende. Der größte Teil der auftretenden Künstler kam mit seinen Darbietungen sehr gut beim Publikum an und ich kann mir vorstellen, dass dies den Druck auf die Schauspieler nicht gerade minderte. Dann endlich um 22.15 – eigentlicher Beginn war 19.15 - erhob sich der Vorhang. Die zwei Szenen handelten von der Überredung Lydias von Seiten Marlons, bei dem Theaterstück die Hauptrolle zu spielen. Die Zuschauer waren sehr angetan von dem Auftritt des „Gelinde Verdreht"-Ensembles.

Die Möglichkeit, dieses Stück zu inszenieren, erhielt Rashad Salem von der FU-Studiobühne, als er im Februar 2000 bei einem Wettbewerb mit seinem Konzept als einer der drei Besten von insgesamt zehn Bewerbern hervorging und damit die finanzielle Unterstützung für die Realisierung von „Gelinde Verdreht" gewann.

Innerhalb weniger Wochen fand sich eine Gruppe von Studenten zusammen, die seitdem auf und hinter der Bühne an der Verwirklichung arbeitet. Auf der Bühne wird die Person der Lydia von Judith Sehrbrock, einer Absolventin der Hamburger Stage School, verkörpert, die Rolle des Lorenzo wird von Ulrich Stingl, Publizistik-Student der FU, dargestellt und die Rolle des Marlon wird von dem Germanistik- und Geschichtsstudenten (HU) Ulrich Reinhardt, der auch schon Darsteller der „Bredemeyer Company" war, gespielt.

Es ist unbedingt anerkennens- und unterstützenswert, wenn Studenten derartiges so ambitioniert auf die Beine stellen. Ich fand die Premiere gelungen und habe dabei Lust auf mehr bekommen...

kr

Lou Reed, a New York City Man

"Ich konnte die Schule nicht ausstehen, ich konnte Cliquen nicht ausstehen, ich haßte Autorität, ich war wie geschaffen für Rock´n Roll."

Montage: maat

Mittlerweile hat auch Lou Reed sein 21. Soloalbum auf den Markt gebracht. Wenn man dabei an die Zeiten von The Velvet Underground (VU) zurückdenkt, die aus heutiger Sicht wie eine Spielwiese erscheinen, auf der Leute, die Lust darauf hatten Musik zu machen, sich austobten, dann sind heute aus ihnen erwachsene Künstler geworden, die ihren Spieltrieb nicht verloren haben.

Es war wohl nicht mehr als ein Projekt, das sich auf Andy Warhol und dessen künstlerischen Arrangement aufbaute und unter ging, bevor es zu einem kulturellen Erlebnis wurde. Doch dessen Einfluß auf die Musikgeschichte ist nicht zu unterschätzen. Und niemand anders hätte wahrscheinlich so einen Song wie Heroin schreiben können, in dem Emotionen und Gefühle so verpackt sind, dass man sich beim Hören in seinem eigenen exzessiven Gefühlschaos wiederfindet.

Seit dem Beginn seiner Solokariere hatte Lou Reed es nicht einfach, sich gegenüber anderen Bands zu etablieren und Anerkennung von seinem Publikum zu bekommen. Es wurde ihm oft nachgesagt, dass sein ständiger Persönlichkeitswandel nur auf der Bühne stattgefunden hätte, um es seinem Publikum immer wieder recht zu machen.

Nach seinem ersten Soloalbum veröffentlichte er Transformer, das der damals nicht weniger bekannte David Bowie produzierte. Bowie stand in den britischen Charts weit oben und er war auch der Grund weshalb die Presse und das Publikum auf Lou Reeds zweites Album gespannt wartete. Er stand unter dem Druck endlich etwas Eigenes veröffentlichen zu müssen, dass musikalisch nichts mit VU verband. Transformer schlug alle damaligen Erwartungen, es war ein Ausdruck für viele Fans und der damals etablierenden New Yorker homosexuellen Szene, die mit Walk on the wide side ihre Gefühle nach außen mitteilen konnten. Das ist nicht zuletzt auch der Grund dafür, weshalb Reed im Laufe der Jahre seine Fans behalten hat. Denn man muß selbst in so einem innerlichen Kampf mit sich selbst stecken, um so einen Song schreiben zu können.

Es folgte Berlin, zu dessen Aufnahmen er meist angetrunken erschien, was zur Folge hatte, dass einzelne Gesangparts später neu aufgenommen wurden. Von einigen Teilen der Presse wurde sie hochgelobt, doch was am Ende in den Plattenregalen auslag, war mehr als nur die Aneinanderreihung einzelner Songs. Er hatte sich von seinen Aufenthalten in Berlin und seiner damaligen Freundin Bettye dazu inspirieren lassen eine Story zu schreiben, deren Bilder in den Straßen jeder Großstadt zu finden sind.

Zu der anschließenden Tournee entwarf Jim Jacobs in Absprache mit Andy Warhol das Bühnenbild. Grell weiße Scheinwerfer leuchteten ins Schwarze und ließen Lou in einem Licht stehen, das die andere Bandmitglieder eher im Hintergrund wirken ließ. In Europa waren die Konzerte bis zum Schluß restlos ausverkauft und doch schaffte es Berlin nicht weiter als bis Platz 98 in den US Charts.

Sein steigender Drogenkonsum zur damaligen Zeit trug nicht unwesentlich zu seiner musikalischen Entwicklung bei. Heraus kam dabei eine Aneinanderreihung von Gittarrenriffs, dessen Veröffentlichung unter anderem seine Plattenfirma auf die Barrikaden gehen ließ. Wahrscheinlich muß man den Menschen Lou Reed und dessen engere Umwelt näher kennen und mögen, um das zu verstehen, was auf Metal Machine Music zu hören ist.

In den folgenden Jahren machte Lou einige Veränderungen durch, die ihn zu das werden ließen, was er heute auf der Bühne präsentiert. Er ließ die Finger von den Drogen, heiratete und fing wieder an, selbst Gitarre zu spielen. In seinen Songs drückte er immer mehr das aus, was er sein wollte. Als Andy Warhol mit 58 starb, trafen sich Lou und John Cale, der damalige Bassist der VU, um eine Audiobiographie zu schreiben. Einfach perfekt, um einem Künstler wie Andy zu danken. John spielte Klavier, Lou spielt Gitarre und sang dazu.

Als einen großen persönlichen Verlust empfand Lou den Tod von Songwriter und Lyriker Doc Pomus, der an Krebs starb. Er war für ihn wunderbar, als Texter und als Mensch. Es fiel ihm sehr schwer ihn loszulassen, und so versuchte er, seiner Trauer mit dem Album Magic and Loss Ausdruck zu verleihen. „Ich schrieb es weil ich keine andere Wahl hatte, es war alles was ich tun konnte":

"Ich sehe das Schwert des Damokles über deinem Kopf/ Sie versuchen eine Behandlung, auf das du vom Krankenlager dich erhebst/ Aber Strahlung zerstört das Gute wie das Schlechte, macht keinen Unterschied/ Um dich zu heilen müssen sie dich töten/ Das Schwert des Damokles hängt über deinem Kopf."

Wenn Lou Reed heute auf Konzerten spielt, wirkt er ausgeglichen. Der Versuch, das Publikum mit seiner Musik in seinen Bann zu ziehen, wirkt nach wie vor und wer sich Lou einmal verschrieben hat, wird nur schwer von ihm loslassen können. Man muß ihn nicht durchschauen, um ihn zu verstehen. Sich einfach fallen zu lassen und dabei zuzuhören, was er dir zu erzählen hat, reicht völlig aus. Er greift dabei tief in dich hinein und fängt an, mit dir zu spielen, zieht dich runter und hilft dir wieder auf und wenn du die Augen wieder aufmachst, siehst du alles anders, verschoben. Du hörst ihm einfach zu, weil dir die Musik und seine Stimme das geben, was ein anderer dir nicht geben kann, eine Art von Fremdgehen ohne den Partner dabei zu verletzen. ■

maat

Liebe, Lust und Leben

Annette Berr im Gespräch

Foto: bb

"Das Schöne an Liedern ist ja, wenn man sie auf die Bühne bringt, dass sie immer so aktuell sind, wie man selbst. Jedes Lied verändert sich, es wird mit einem selber immer erwachsener und mit einer ganz anderen Lebenserfahrung gefüllt."

Annette Berrs Lieder sind im Berliner Kiez verwurzelt, sie erzählen von Lebenslust und Sehnsucht nach Zweisamkeit auf die ihr ganz eigene schnoddrige und unter die Haut gehende Art. Rainer Kirchmann (Ex-Pankow) verleiht mit seinen Kompositionen diesen Beobachtungen den Schlüssel zum Witz, der zwischen den Zeilen auf seine Entdeckung wartet.

Berr und Kirchmann hatten sich im Sommer 1996 von ihren Bands getrennt. Erstere war auf der Suche nach einem singenden Pianisten. Letzterer hatte „die Schnauze voll von live und wollte andere Sachen machen". Zu einem Lied konnte sie ihn schließlich überreden. „Er hat sich Lilly herausgesucht, weil seine Tochter so heißt. Dabei hat es gefunkt zwischen uns. Wir haben, glaube ich, beide feuchte Augen bekommen, weil wir einfach gemerkt haben, dass zwischen uns beiden etwas möglich ist. Er hat die Musik sofort begriffen und gefühlt, was damit gemeint ist."

Nachdem sie ihr aktuelles Programm Máscarà bereits im letzten Spätsommer live ausgetestet hatten, ist nun bei Smoke Records die gleichnamige CD erschienen. Zu ihrer Herangehensweise verrät Annette Berr: „Ich brauche Inspiration, aber ich bin auch Schreibtischtäter. Schreiben ist das eine, und dann kommt das Handwerk. Man muss das schon so schleifen, dass der Text in sich eine Melodie hat, sonst inspiriert er den Komponisten nicht. Der erste Wurf von einem Text passiert manchmal in wenigen Minuten, aber die Arbeit daran kann viele, viele Stunden und Wochen dauern."

Auch die schriftstellerische Ader ist in ihr wieder zum Pulsieren gekommen. Im Herbst wird ein Erzählband erscheinen: „Die titelgebende Geschichte heißt Die Orgasmusmaschine, was ein bisschen irreführend ist. Die Heldin baut sich in einem großen 40 qm Zimmer eine Maschine aus lauter gefundenen Sachen und ist der Meinung, dass, wenn man da reingeht und bestimmte Räume durchläuft, sie dann den Megaorgasmus kriegen müsste. Dummerweise verselbständigt sich in der Maschine so einiges, und sie erlebt alles mögliche, nur keinen Orgasmus. Das gibt dann eine sehr schöne, fast futuristische Pointe am Schluss. Alle Erzählungen haben im weitesten Sinne mit Sex zu tun, einige sind zum Teil ein bisschen pornographisch. „Mit diesem Buch wollte ich für mich endgültig alles abhaken, was mit Sex zu tun hat. Mein nächstes Projekt wird sich um meine Mutter drehen – ich beschreibe ein Frauenleben von 1935 bis 2000. Interviewteile wechseln sich ab mit freien zusammenfassenden Erzählungen. Ich gebe zu, dass mir das in den Jahren mit der Band gefehlt hat. Ich hatte einfach nie oder kaum Zeit, kreativ zu sein, weil von der ganzen Organisation unglaublich viel Zeit, Energie und Liebe aufgefressen wurde. Mit Rainer trete ich ein bisschen kürzer."

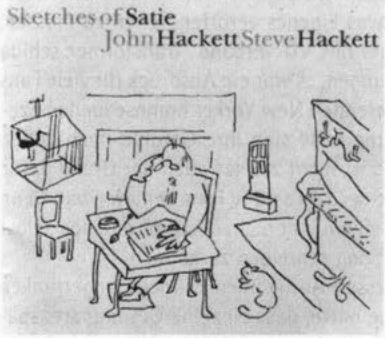
bb

LAUT & leise

Day One

„Ordinary Man" (Melankolic/ Virgin)

Gleichmut mag die Triebkraft für das Debüt des Duos Day One aus Bristol gewesen sein, Musik so zu komprimieren, dass Minimalistik im Arrangement gepaart mit genauer Beobachtungsgabe als einzige Möglichkeiten der Umsetzung erscheinen. Loops schwimmen gegen den Strom, brechen mit Melodien, auf denen Phelim Byrne seine grotesken Kurzgeschichten darbietet.



John & Steve Hackett

„Sketches of Satie" (Camino Records)

Steve Hackett an der akustischen Gitarre und sein Bruder John an der Querflöte haben sich den Kompositionen Saties angenommen. Sie verbreiten eine hinreißend träumerisch-verspielte Stimmung. Ein Spaziergang durch den herbstlichen Laubwald oder eine leichte Meeresbrise sind Bilder, die sich behutsam in den Kopf einschleichen.

bb

Melkkuh Student

www.allmaxx.de, der Intershop für StudentInnen

Aggressiv leuchtendes Rot verengt die Pupillen zu kleinen Kügelchen. Auf dem Bildschirm erscheint der Umriss einer gesichtslosen Person. Daten strömen auf diesen weißen Umriss ein, Code, Scanning,...– wie bei der FBI-Personenkontrolle. Dann bekommt die amorphe Gestalt einen Namen: Student. Gleichzeitig läuft über der Figur eine Palette von Produkten über den Bildschirm. Man befindet sich auf der Portalseite von allmaxx.de.

Betitelt als „Babyface-Boss" brachte ihn der Spiegel im April groß raus: Florian Schultz, 23, abgebrochener Jurist und Gründer der Internet-Firma allmaxx.de GmbH. Der ehemalige Student will „Deutschlands erste Online-Shopping Mall für Studenten" auf dem Markt etablieren. Die Geschäftsidee ist denkbar einfach: Über die Internet-Seite www.allmaxx.de dürfen nur Studenten, die sich vorher mit ihrem Studentenausweis angemeldet haben, einkaufen. Dafür erhalten sie 30 Prozent Ermäßigung auf alle angebotenen Waren. Die zehn Millionen Mark „Starthilfe" hat der findige Jungunternehmer vom Venture-Capital-Geber 3i/Technologieholding erhalten, dem weltweit führenden Venture Capitalisten.

Doch Firmengründer Schultz ist nicht mehr aktiv am Geschehen beteiligt: „Er hat das Unternehmen in der Aufbauphase geführt, jetzt steht er nur noch beratend zur Verfügung. Florian will sich anderen kreativen Aufgaben widmen, bleibt jedoch Gesellschafter", erklärt der 32jährige Knut Scholz. Zusammen mit Klaus Ripke, 34, ist er der neue Geschäftsführer. Die Hauptaufgabe des neuen Teams besteht darin, an die „studentische Zielgruppe" heranzukommen.

Dafür hat sich die allmaxx.de GmbH ein cleveres Vertriebskonzept überlegt. Die Studenten werben ihre eigenen Kommilitonen als Kunden an und werden dafür am Gewinn beteiligt. Mittlerweile arbeiten bei allmaxx.de rund 200 sogenannte „Uni-Manager", die bereits an 51 deutschen Hochschulen das Angebot bekanntmachen und direkt an der Alma Mater die Registrierung durchführen. „Die Uni-Manager fangen in der Regel als Praktikanten mit einem Gehalt von 1.000 Mark im Monat bei uns an, plus Wohnkostenzuschuß für Auswärtige in Höhe von 200 bis 300 Mark", sagt Knut Scholz. Nach dem Praktikum arbeiten die Studenten als Uni-Manager an ihrer jeweiligen Hochschule weiter. Auf diese Weise will allmaxx.de langfristig eine 100prozentige Abdekkung der bundesdeutschen Hochschulen erreichen.

"Du willst Luxus? Du bist Student? Glückwunsch! Somit erfüllst Du alle Anforderungen, um allmaxx.de-Member zu werden und unser Shopping-Angebot zu Studentenvorzugspreisen genießen zu können!" Eher dürftig im Vergleich zu dieser vollmundigen Ankündigung erscheint allerdings das bisherige Warenangebot. Es umfaßt die Bereiche Elektronik, Kommunikation, Outdoor und Medien. Reise- und Computerangebote sollen demnächst noch hinzukommen. Stellt sich die Frage, woher die Studenten das Geld für die Artikel nehmen sollen, denn meistens handelt es sich bei den Angeboten doch eher um Großinvestitionen – jedenfalls für den studentischen Geldbeutel. Da wird beispielsweise ein „edler MP3-Player von Samsung Yepp" für 312 statt 399 Mark angeboten oder ein „Wetzer", eine Mischung aus Tretroller und Skateboard, kostet 330 DM statt 399.

Etwas merkwürdig erscheint da der Firmen-Slogan „We know you think". Braucht der Student von heute diese Dinge? Die allmaxx.de-Geschäftsführer sind sich da ganz sicher: „Was für den Anbieter den Kontakt zu einer attraktiven, zukunftsträchtigen Zielgruppe bedeutet, bietet dem Studenten die Möglichkeit, High-Tech-Equipment, Medienangebote und vieles mehr zu Preisen zu erwerben, die bis zu 30 Prozent unter den handelsüblichen Verkaufspreisen liegen." Klasse!

sobra

negativ INI

Die Fotofreakagentur an der Humboldt-Universität

fotografieren
entwickeln
vergrößern
ausstellen

Kontakt:
Kulturreferat des RefRats
Tel.: 2093-2603 oder -2614
Treffpunkt:
6. Juni 2000
18:00 Uhr
im RefRat

Metropolen in Deutschland

Garlstedt - kriminell, medienwirksam und europäisch

Folge XVIII: **Garlstedt kennt jeder! Wer eine Lupe und einen Zehnmarkschein zur Hand hat, drehe Herrn Gauß mal um. Auf dem weißen Feld mit dem Wasserzeichen ist eine blaue Zeichnung, die irgendwie geometrisch aussieht. Das ist das westliche Norddeutschland und zwischen Bremen und der Waterkant ist Garlste, heute Garlstedt. Und dann gab es da mal einen Millionär, der entführt wurde ...**

Im Mai 1996 war Garlstedt Mittelpunkt der kriminellen Energie der Republik: Jan Philip Reemtsma, Millionär aus Hamburg, wurde von bösen Buben entführt und 33 Tage lang gefangen gehalten. Die unsäglich dummen Entführer gaben der Polizei super Tips zum Suchen. Trotzdem mußte die Familie 30 Millionen DM bezahlen, um Jan-Philip frei zu bekommen. Als der ehemalige Gefangene das Versteck zweifelsfrei identifiziert hatte, fand sich das 1000-Seelen-Dorf Garlstedt plötzlich in den Zeitungen wieder.

Von einem Millionär im Keller und bösen Jungs hatte natürlich keiner etwas mitbekommen. Bei Entführers ist es nicht so üblich, ihre Taten herauszuposaunen, und die Garlstedter sind Millionäre längst gewohnt. Täglich sausen schöne Autos mit reichen Menschen über die Dorfstraße zum Golfplatz. Nicht zu irgendeinem Golfplatz, sondern einem der schwersten Golfplätze Europas, ätsch! Ein Millionär mehr oder weniger fällt da nicht auf. Deshalb waren die Garlstedter keine große Hilfe, die Polizei mußte den Fall alleine lösen.

Der Ort ist sowieso recht verschlafen. Seit der letzten Eiszeit hat sich wenig verändert: Überall liegen Findlinge herum und es gibt weder Kabelfernsehen noch einen Kanalanschluß. Dafür haben alle Häuser eine Sickergrube. Die Biester haben allerdings einen Nachteil für Garlstedter, die auf Lehmboden gebaut haben und eine Party feiern wollen: auf Lehmboden versickert das Wasser nicht schnell genug. Wenn die Partygäste mehr als einmal am Abend das Klo aufsuchen, kommt die Brühe gern zurück und grüßt bereits vom Flur aus.

Angeblich einzigartig ist die Garlstedter Ochsenhochzeit: Fünf Jahre verheiratet und keine Kinder in die Welt gesetzt. Das muß gefeiert werden. Der „Bräutigam" wird als Ochse verkleidet (hihi, kleine Anspielung) und zieht mit Freunden durchs Dorf, meist mit musikalischer Untermalung irgendeiner Art. Dazu gehört alkoholische Flüssignahrung, um die Kehlen der meist sangesfreudigen Gruppe zu befeuchten. Vielleicht hilft das Singen ja beim Kinder machen.

Helfen könnte auch eine Luhre. Dieses, grob gesagt, germanische Blasinstrument ist groß und blechern und laut; das muß die Spermien doch auf Trab bringen! Ein Prachtexemplar von Luhre wurde 1828 bei Garlstedt gefunden; seitdem ziert das Instrument das Garlstedter Wappen und jeder Bauer hofft beim Feld umgraben, auf die Reste einer alten sächsischen Siedlung zu stoßen. Dann käme Garlstedt wieder in die Zeitung.

Wer erinnert sich eigentlich noch an 1990? Zwei deutsche Staaten wurden eins.

Garlstedt wurde getrennt - in Ost und West. Warum? Weil es an Namen gefehlt hat für die beiden realexistierenden Ortsteile. Dass es überhaupt zwei Teile gibt bei nur tausend Einwohnern, hat zwei Ursachen. Erstens liegt das Dorf Garlstedt mit den viele Bauernhöfen auf der einen und die Ansiedlung von netten Ein- bis Zweifamilienhäusern auf der anderen Seite der Landstraße 135. Im Volksmund gibt es deshalb „Dorf" und „Waldsiedlung".

Eines Tages beschloß die Stadtverwaltung in Osterholz-Scharmbeck (Garlstedt wurde 1974 annektiert), ein neues Straßenschild aufzustellen - zur besseren Orientierung. Da mußten irgendwelche Namen her für beide Teile, damit der Ortsunkundige sich auch zurecht finde. Jetzt gibt es ganz offiziell „Ost-Garlstedt" und „West-Garlstedt". Nachdem das Schild stand, gingen der Vorstand des Garlstedter Bürgervereins und die Verantwortlichen bei der Stadtverwaltung ein Schnäppschen trinken, um den Mantel des Schweigens über die Sache zu legen.

Dann gibt es noch die Lucius-C.-Clay-Kaserne. Einst die modernste U.S.-amerikanische Kaserne Europas mit Sicherheitsstufe eins (was auch immer das heißt), um die Garlstedter vor den bösen Kommunisten zu schützen. Die „Schützer" hatten ihren Unterhaltungswert. Sehr beliebt waren die morgendlichen Sportübungen der harten Jungs: Die Amis sind vor dem ersten Hahnenschrei aufgestanden und mußten beim Sport singen; also ließen sich die Dorfbewohner von singenden U.S.-Soldaten wecken statt vom Hahn. Grinsen machten uns auch die Fahrkünste der Soldaten. Fiel im Winter mehr als ein Zentimeter Schnee, lagen reihenweise Autos mit U.S.-Kennzeichen im Graben. Und noch witziger war, dass die Zeitung darüber nicht berichten durfte. Es war aber auch zu peinlich: Die U.S.-Army kommt mit ein bißchen Schnee nicht klar.

Allerdings haben die Amis nicht nur für Freude gesorgt. 1987 wurde nach vielen Protesten eine Panzertrasse gebaut, mitten rinn in den Wald. Das hatte irgendwie was von Startbahn West. Die U.S.-Army hatte allerdings die Rechnung ohne die uns allen bekannte politische Entwicklungen gemacht - danach war die Trasse vollkommen überflüssig. Nicht einmal die Nachschubschule des Heeres der Bundeswehr, die heute in der Kaserne residiert, kann mit der Trasse etwas anfangen. Der neueste Vorschlag ist, die Bahnschienen einfach zuzuteeren und Garlstedt hätte die längste Inline-Skate-Strecke Europas durch die norddeutsche Tiefebene. Dann kommen wir wieder in die Zeitung, trinken zusammen ein paar Schnäppschen und freuen uns, weil wir so unheimlich europäisch sind.

kma

Foto: Mutti von kma

Die Entführer von J.-P. Reemtsma v.l.n.r. Thomas Drach, Der Große Unbekannte & Peter Richter

Mit grasigen Grüßen...

...ein Märchen von politischem Hanf

Die Geschichte, warum in Deutschland kein Gras wachsen darf. Oder: Von einem Grüppchen, dass gern eine politische Lobby besäße, es aber nie dazu kommen wird, weil sie eben keine hat.

Es begab sich aber zu der Zeit, da Gerhard I. Schröder Statthalter in Berlin war und die ganze Provinz Neugermanien, später Europa, wachsam regierte. Die ganze Provinz? Nein. Ein kleines Grüppchen subversiver Elemente versuchte die Herrschaft Gerhard I. zu sabotieren, in dem es die Legalisierung eines Zauberkrautes, Hanf genannt, forderte, welches allen Menschen durch Einnahme Spaß brächte. Da aber der Präfekt so viel Spaß gar nicht ertragen konnte, beauftragte er die Kräuterkundlerin Christa Nickels, in titula Bundesdrogenbeauftragte, den Geheimnissen der Wirkungsweise dieser Pflanze auf den Grund zu gehen. Viele weise Menschen, sogenannte Biologen, Chemiker, Mediziner, Psychologen, forschten und kamen zu dem erschreckenden Ergebnis, dass Hanf ein Rauschgift sei - also eine Substanz, die den Menschen in einen unkontrollierbaren Zustand versetze, sobald er sie einnehme. Um diesen Zustand wieder zu erreichen, bedarf es also immer der Einnahme des Krautes; der Mensch würde somit von dieser Pflanze abhängig und niemand bräuchte mehr den Gerhard. Um sein Volk vor den fatalen Folgen dieser bösen Pflanze zu schützen, setzte Gerhard I. die Politik seines Vorgängers Helmut, genannt der Dicke, fort. Der freie Hanfanbau und Konsum diverser Produkte auf Hanfbasis blieben strafbar. Die gute Kräuterfee Christa Nickels bekam den Auftrag, das Volk aufzuklären.

Diese Politik fand jenes Grüppchen nicht gut, da sie als Kranke und Abhängige entlarvt, sich diskriminiert fühlten. Sie gründeten vor zwei Jahren einen Verein, die Grüne Hilfe in Alsfeld, um sich Legalität zu verschaffen und stellten alsbald folgende Forderungen auf: 1. Die Streichung von Cannabis aus dem Betäubungsmittelgesetz. Jenes Gesetz beinhaltet, dass nur staatlich berechtigte Personen bzw. Berufsgruppen, die in der sog. Betäubungsmittelliste aufgeführten Substanzen straffrei ausgeben dürfen. Meist sind dies Ärzte, die solche Mittel zu medizinischen Zwecken, z.B. Schmerzbetäubung an Patienten verabreichen. Alle anderen Personen, denen diese staatliche Berechtigung fehlt, handeln illegal und machen sich strafbar.

2. Entlassung von Cannabisinhaftierten, d.h. allen Personen, die gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen haben, soll das Delikt der Straffälligkeit erlassen werden.

3. Abgabe von Cannabisprodukten nach dem niederländischen Coffeeshopmodell.

Mit diesen Forderungen zog der Verein, allen voran der Initiator Jo Biermanski, durch die deutschen Lande, um Unterschriften zu sammeln, die einen politischen Willen repräsentieren sollten. Am 27. April waren 21.000 Unterschrifen gesammelt, Jo Biermanski begab sich in die Sphären der Macht nach Berlin, um diesen politischen Forderungskatalog offiziell und medienwirksam der Bundesdrogenbeauftragten Frau Nikkels zu übergeben. Nur schränkte die Kräuterfee jenen Effekt der Medienwirksamkeit ihrerseits wirksam ein, indem sie die Öffentlichkeit ausschloß. Begründung: es werde prinipiell nie gefilmt bei Unterschriftenübergaben. So erfuhr kaum einer was davon, auch die offiziellen Pressemitteilungen aus dem Bundesgesundheitsministerium, dem Frau Nickels Arbeitsbereich eingegliedert ist, schweigt sich über die Aktion aus. Wir greifen auf den Augenzeugenbericht des Oliver Ewald, Vorsitzender des Hanf e.V., zurück, nach dem Christa Nikkels sich bei der Übergabe der Unterschriftenlisten wiefolgt geäußert habe: Generell sei sie für eine Legalisierung von Hanfprodukten, wenn gleichzeitig eine Aufklärungskampagne über die Risiken des Cannabiskonsums stattfinde. Jedoch sehe der mit der SPD geschlossene Koalitionsvertrag Legalisierung nicht vor.

Aber Koalitionsvertrag - da war doch mal was? Richtig. Es gab mal eine Bafög-Reform, die in jenem Vertrag fixiert war und derer Umsetzung wir bis heute harren. So viel zur Bedeutsamkeit von Verträgen. Die Probleme liegen anscheinend woanders. Nikotin und Alkohol sind per definitionem ebenfalls Rauschgifte. Jedoch ist ihr Konsum gesellschaftlich akzeptiert und staatlich legitimiert. Schließlich durchlaufen sie ein kontrollierbares Verteilungssystem, dass dem Staat, also uns allen, die steuerliche Partizipation garantiert. Wir alle gewinnen somit durch unsere Süchte. Bei Hanf fehlt ein solches System.

Foto: maat

„THC in OCB ist was ich dreh..."

Und noch wer gewinnt: Die böse Industrie. Sowohl Genußmittel- als auch Pharmaindustrie verwenden teure Verfahren, um in industrieller Produktion große Mengen ihrer Produkte synthetisch herzustellen und die große Nachfrage zu decken. Das Schöne daran, aufgrund des durch Werbung suggerierten Bedarfs lassen sich die Produkte noch teurer veräußern. Bei Hanf ist das anders - es wächst mit ein wenig Sonne in jedem Garten.

Und nicht zu vergessen, ein weiterer Bereich: Was würde im Falle einer Legalisierung von Hanfprodukten aus all den Staatsbediensteten werden, die gegenwärtig noch den kriminellen Cannabishändlern und -konsumenten hinterherjagen? Ein weites Feld eröffnet sich...

Und unsere Helden? Sie stellen derweil die Übergabeaktion auf einer Pressekonferenz im Hanfmuseum Berlin, Mühlendamm 5, 10178 Berlin, nach - mit dem Travestiekünstler Ovo Maltine als Kräuterfee Christa Nickels. Auf Video gebannt, ist dieses Ereignis dort noch zu bestaunen. Übrigens will auch Christa Nickels das Museum demnächst einmal besuchen - die echte, versteht sich. Und Gerhard I.? Hat Spaß, seinen Koalitionsvertrag, eine Zigarre und Christa Nickels - und uns alle ganz lieb.

fl

Über einen Juristen

Katechismus des Studenten IX

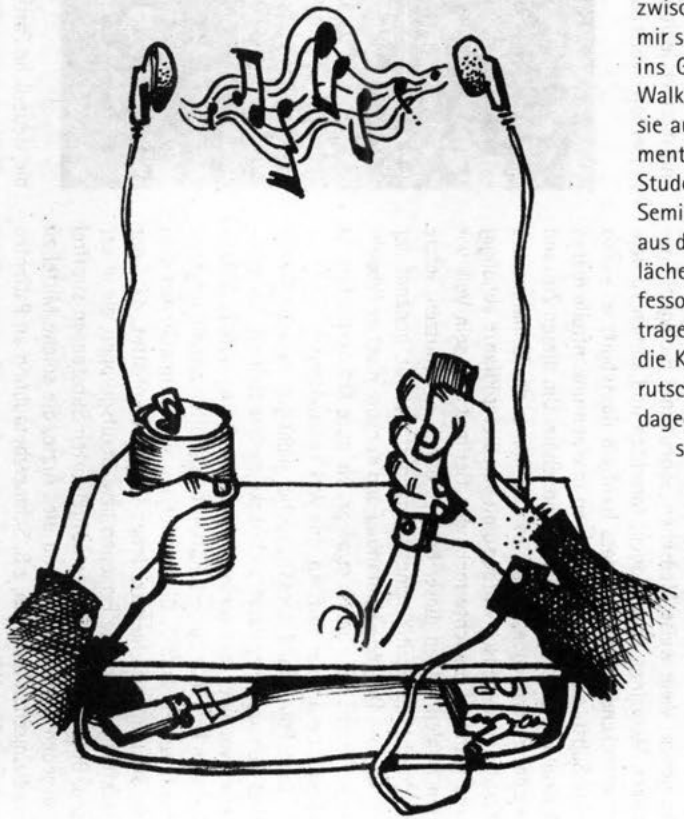
Am Alexanderplatz geht hinterm Bahnhof die Sonne unter und wirft noch ihr rotes Licht an die Spitzen der hohen Häuser. Die Spatzen picken heruntergefallene Chicken Mc Nuggets auf. Ich habe eine Zigarette im Mundwinkel hängen und, um sie anzuzünden, fingere ich in meiner Brusttasche nach dem Feuerzeug. Ich spüre meine Wumme im Schulterhalfter. Ich kaufe mir am Kiosk ein Bier.

Als ich im Seminarraum unter den Linden ankomme, beobachte ich etwas abseits einen Augenblick lang meine neuen Kommilitonen. Die Männer tragen Jeans und Karohemden, die Frauen Jeans und oben schwarz. Scheiß Studenten, die heute Abend noch in die Buchhandlung rennen werden und dann für die nächste Zeit nicht mehr vom Schreibtisch wegzubewegen sind. Scheiß Juristen, die in ein paar Jahren ihre dicken Ärsche in weichen Anwaltssesseln wiegen. Scheiß Idee, noch einmal zu versuchen zu studieren.

Als ich mir überlegt hatte, meine Pläne noch einmal zu überdenken und den Raum wieder zu verlassen, als ich schon meine Jacke wieder angezogen und mich aufgerichtet habe, steht in der Tür plötzlich der Professor, schließt selbige hinter sich und geht nach vorne. Ich bin gefangen. Ich bin wieder einer der verschissenen Studenten, die in Seminaren und Vorlesungen hocken. Ich öffne mein Bier. Prost.

Der Professor hat jetzt seinen dicken Aktenkoffer abgestellt und seinen Mantel an einen Haken gehängt. Als er sich umdreht, reißt der Haken ab. Sein teurer Mantel liegt am Boden. Die blöde Tusse vor mir bricht in schallendes Gelächter aus und dreht sich abrupt zu mir um. Ich gucke sie an wie ein Auto. Ihr Lachen erstickt, sie dreht sich wieder um und wir beobachten gemeinsam, wie der Professor behutsam seinen Mantel auf sein Pult legt. Dann fängt er an zu erzählen. Blablabla. Das alltägliche wissenschaftliche Geblubber in Seminarräumen. Plötzlich halte ich mein kleines Klappmesser in der Hand. Ich fange an, Muster in den Holztisch zu ritzen.

Völlig vertieft in die Mäander habe ich gar nicht mitgekriegt, dass sich ein Typ neben mich gesetzt hat und mit mir redet. „Verzeihung", sage ich. „Ich habe vergessen, Dir zuzuhören." Ich drehe mich zu meinem Nebenmann hin. Ein richtiges Arschlochgesicht. Er verzieht empört die Stirn. „Ich habe gesagt, Du sollst aufhören mit dem pubertären Geritze auf dem Tisch," raunzt er mich an. „Aus dem Alter solltest Du raus sein." „So?" entgegne ich und starre in seine schmierigen Augen. Dann widme ich mich wieder den Mäandern. Der Typ ist nicht ganz richtig im Kopf. Zum Glück setzt er sich wieder weg, er grunzt seltsam, und wenn ich mich nicht verhört habe, hat er noch sowas wie einen Kampfausdruck von sich gegeben. Hauptsache, er ist wieder weg. Wenn wir jetzt in der Schule wären, würde dieser Neurotiker sich melden und mich beim Lehrer verpetzen. „Der neben mir schnitzt Mäander in den Tisch," würde er sagen, und ich müßte irgendeinen sanktionierenden Dienst leisten, den der Lehrer sich blitzschnell für mich ausgedacht hätte. Hier in der Uni gestaltet sich das Leben für das Arschlochgesicht schwieriger. Der Professor würde wohl schön komisch gucken. Aber deshalb wird der Typ ja auch Jurist – damit er selber über andere richten kann, und die Mäandermenschen steckt er eigenhändig in den Knast. Damit er mich nicht nochmal stören kann, stopfe ich mir den Walkman in die Ohren. Wagner. Tristan und Isolde.



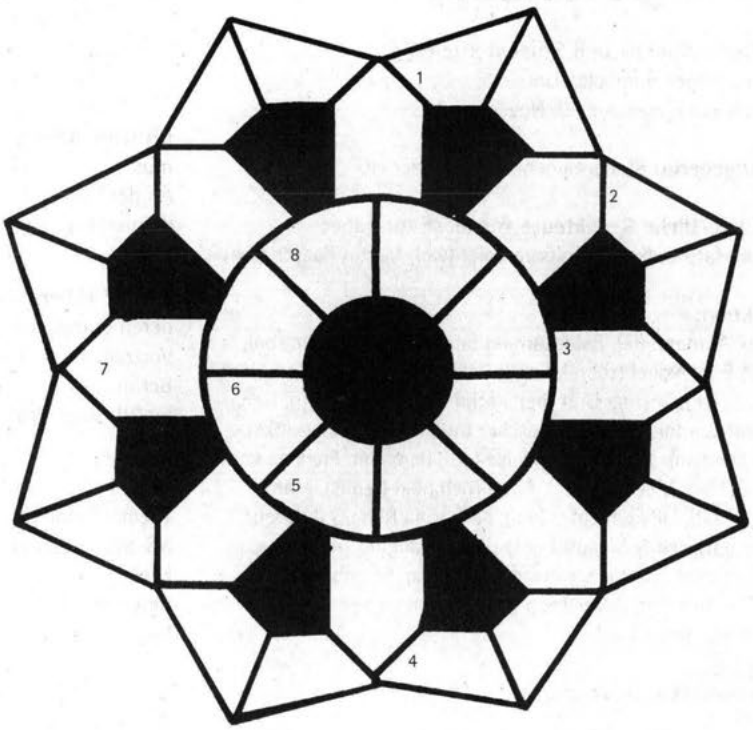
Jetzt hab ich meine Ruhe. Ich kann mir richtig vorstellen, wie die Spießer hier sich abends treffen. Sie sitzen zusammen und nippen Prosecco, während sie sich über ihre Eltern und über Paragraphen unterhalten. Sie streiten eingehend über unklare rechtliche Fragen, sie paaren sich und ziehen, bevor die große Karriere beginnt, in elterngesponsorte Reihenhäuser. Ich kippe den letzten Schluck Bier in mich hinein und fange an, eine Zigarette zu drehen. Als ich den Filter zwischen die Lippen geklemmt habe, dreht sich die Tusse vor mir schon wieder um und schnauzt mir irgendwelche Worte ins Gesicht. Ich bin völlig verdutzt. Ich will schon den Walkman leiser stellen (die Alte amüsiert mich), da springt sie auf und reißt mir die Stecker aus den Ohren. Einen Moment lang sehen wir uns in die Augen. Da steht so eine blöde Studententusse in einer geschmacklosen Bluse mitten im Seminar auf, reißt jemandem hinter sich die Walkmanstöpsel aus den Ohren und funkelt dann böse aus den Pupillen. Es ist lächerlich. „Meine Damen und Herren," spricht jetzt der Professor zu uns. „Sie können Ihre Konflikte gern draußen austragen." Ich setze ein breites Grinsen auf. Geschockt gleitet die Kleine vor mir wieder auf ihren Sitz. „Entschuldigung," rutscht ihr heraus, mein Gott, ist die Frau bescheuert. Ich dagegen nehme das Angebot des Professors an und verlasse schnell den Raum. Erster Seminartag beendet.

Ich kaufe noch ein Bier am Kiosk. Die Universität setzt mir ganz schön zu. Auf dem Weg nach Hause treffe ich Marie. Marie ist ganz schön heruntergekommen in den letzten Jahren, sie sammelt Ringe unter den Augen. In der Augenbraue hat sie auch einen. „Marie, Du stinkst nach Alkohol," sage ich. Sie holt mit der Faust aus und schlägt mir in den Magen. Ich krümme mich etwas zusammen und setze ein Lächeln auf. „Ganz die Alte," sage ich etwas gestaucht und fange mich wieder. Ich haue ihr eine runter, da steht sie jetzt verdutzt, und ich gehe. Scheint nicht mein Tag zu sein heute. Scheiße alles.

aw

Rätsel

Den sommerlichen Gefühlen entsprechend präsentiert sich das Rätsel diesmal in Blütenform. Gesucht werden fünfbuchstabige Begriffe, die, jeweils im Zahlenfeld beginnend, entgegen dem Uhrzeigersinn verlaufend, die Blütenblätter füllen. In der Mitte ergibt sich das ritterliche Lösungswort, wofür ebenbürtige Preise winken.



1. väterlicher Ausbruch folgt auf kindliches Vergnügen,
2. Struwwelpeters Haustierchen - er liebt es heiß und innerlich,
3. reiht sich ein zu Oscar und dem Bären,
4. zum Wühlen im Boden sollte man Schwerter verwenden,
5. aus der Belagerung gelöste Deckschicht,
6. der Physiker denkt sich eine Gerade im Raum, der Historiker an Berlin-Rom, der Maschinenbauer will's rotieren sehen,
7. schmierige Oberschicht der Gesellschaft,
8. was Süßes für Liebhaber visualisierter Zahlen.

Lösungswort aus UnAuf 110: NAEHGARN

Tips & Termine

Ringvorlesungen/ Vortragsreihen

Lecture Series des Großbritannien-Zentrums
HU-Hauptgebäude, Raum 2014b
montags 18:15 Uhr

29. Mai
Thema: Insulting the Public: the British Press and the European Union
Referent: Prof. Antony Weymouth, University of Lancashire

19.Juni
Thema: Territorial government in the „New Britain": Towards Devolution-Plus of Northern Ireland
Referent: Dr. Paul Carmichael, University of Ulster, Newtownabbey

Guardini-Lectures
„Die Kirchen und die Künste. Zudringliche Verbündete der Religion?"
HU-Hauptgebäude, Hörsaal 2002
dienstags 18:15 Uhr

23. Mai
Thema: Kann das Christentum schön sein?
Referent: Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Hans Maier
Einführung: Prof. Dr. Wilhelm Schmidt-Biggemann, FU Berlin, Institut für Philosophie
Schlusswort: Georg Kardinal Sterzinsky

„Was hat uns das Christentum gebracht?" Versuch einer Bilanz nach 2000 Jahren.
2. Das Christentum in seiner Geschichte: Versuch einer Bilanz
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
dienstags 18:15 Uhr

23. Mai
Thema: Die Bedeutung des Christentums für die Geschichte des politischen Denkens
Referent: Prof. Dr. H. Münkler
30. Mai
Thema: Europa ein christliches Land: Religion als Weltstifterin im Mittelalter?
Referent: Prof. Dr. M. Borgolte

06. Juni
Thema: Die Frau als „Bild" im Christentum. Ikonophilie und Geschlechtlichkeit
Referent: Prof. Dr. Christina von Braun

13. Juni
Thema: Bildkult aus Bildfeindschaft. Die Spannungen der christlichen Kunst
Referent: Prof. Dr. Horst Bredekamp

Bewahren und Vermitteln. Die Sammlungen der Humboldt-Universität als Verpflichtung und als Chance
HU-Hauptgebäude, Hörsaal 3075
montags 18:15 Uhr

29.Mai
Thema: Theatrum Anatomicum Berolinense - Die Sammlungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
Referent: Dr. Karl-Heinz Reiche,

19.Juni
Thema: Von Bardeleben bis Pawlow - Die Gartendenkmale der Charité im Spannungsfeld zwischen Traditionspflege und politischer Intervention (1880-1999)
Referent: Andrea Bergler, M.A., Westsächsisches Textilmuseum Crimmitschau

Berufsfelder für Historiker, Philosophen, Ethnologen und Bibliothekswissenschaftler
„Magister, Staatsexamen - und dann?"
HU-Hauptgebäude, Hörsaal 3059
donnerstags 18:15 Uhr

25. Mai
Thema: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

UnAuf**gefordert**

Die Studentinnen- und Studentenzeitung
an der Berliner Humboldt-Uni.
Erstmals erschienen am 17. November 1989

Herausgeberin: StudentInnenparlament der HU

Verantwortliche Redakteure für diese Ausgabe:
Kirsten Matthes (kma), Wolfram Baier (wb), Martin Raasch (raa)

Redaktion:
Beatrix Altmann (ix), Ralph Arning (arg), Barbara Braun (bb), Sophie Brachvogel (sobra), Frank Dalichow (Al Wur), Christian Domnitz (cd), Bettina Graf (be), Katharina Hauck (kathi), Nena Heydenreich (nh), Henryk Hielscher (hh), René Kabelitz (okk), Frank Lehmann (fl), Dorothee Lüke (do), Benjamin Pichlmaier (godot), Hark Machnik (hm), Antje Meinhold (rebus), Marco Rahn (maat), Ulrike Richter (ulli), Katharina Rhöniß (kr), Jens Schley (jot), Jenny Schlüter (jes) Ulrike Stangner (rike), Karolin Steinke (karo), Martin Steinwand (qwa), Jan Sternberg (jps), Björn Stumpe (bj), Oliver Tripp (trp), Martin Uebele (mue), Annika Waldhaus (aw).

Verantwortlich für Anzeigen: Jens Schley

Satz: Marco Rahn (maat), Wolfram Baier (wb)
Illustration: Ralph Hauser, Markus Witzel (mawil)

Kürzel dürfen nur von Redaktionsmitgliedern verwendet werden. Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Öffentliche Redaktionssitzungen:
montags um 18.00 Uhr im Raum 3022

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093-2288
Fax: 2093-2754

E-Mail: unaufgefordert@student.hu-berlin.de

Druck:
FATA MORGANA Verlag
Brunnenstr. 181
10119 Berlin

gedruckt auf Recyclingpapier im Trockenoffsetverfahren
Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf **Gegendarstellung** in angemessenem Umfang. **Nachdruck** nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, **Leserinnen- und Leserbriefe** gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 12. Mai 2000

Redaktionsschluß der Nr. 112: 2. Juni 2000
UnAufgefordert Nr. 112 erscheint am 13. Juni 2000

Public Relations
Referenten: Dr. Christine Wolf, Landesdenkmalamt Berlin/Angela Schulze-Scholpp/Volker Schlichting, Dorland PR

URANIA-Reihe: „Der Nationalsozialismus"
An der Urania 17
donnerstags 19:30 Uhr

18. Mai
Thema: Hitlers Nazi-Reich und die anderen europäischen Diktaturen
Vortrag: Prof. Dr. Drs. H.c. J. Kocka, FU Berlin
Einführung: Prof. Dr. B. Sösemann, FU Berlin

8. Juni
Thema: Deformation und Wertezerfall im NS-System: Woher kamen die Vollstrekker?
Referent: Prof. Dr. B. Sösemann, FU-Berlin

Vorträge/Diskussionen

25. Mai
Veranstaltung des Einstein-Forums
Thema: „How Islam Saved the Jews"
Referent: D. J. Wasserstein, Universität Tel Aviv,
Gesprächsleitung: Prof. Dr. G. Krämer, FU Berlin
Einstein Forum, Am Neuen Markt 7
19:00 Uhr

26.-27. Mai
Internationales Wissenschaftlich-künstlerisches Kolloquium
Thema: „Ernst Busch - Schauspieler und Sänger"
Seminar für Theaterwissenschaften und Kulturelle Kommunikation
Studiobühne, Sophienstraße 22a
18:00 Uhr

8. Juni
URANIA-Vortrag
Thema: „Hiroshima, Tschernobyl und die Folgen: Genetische Effekte der Kernenergie"
Referent: Prof. Dr. H. Nöthel, FU Berlin
An der Urania 17
19:30 Uhr

Tagungen/Kongresse

31. Mai-04. Juni
"Relations in a Strategic Triangle: Bonn/Berlin-Paris-Washington"
Informationen: Sekretariat Prof. Dr. H. Haftendorn, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften, Ihnestr. 22, 14195 Berlin
Tel.: 030/838 55527
eMail: atasp@zedat.fu-berlin.de

Kino

Kinoveranstaltungen der Mori-Ôgai-Gedenkstätte
Johannisstr. 10, Raum 301
donnerstags 18:15 Uhr

18. Mai
Film-Club „Meisterwerke des Farbfilms"
Thema: „Kiiroi Karasu" (Die gelbe Krähe) 1957 (OmU - englisch)
Regie: Gosho Heinosuke

25. Mai
Film-AG „Meisterwerke der Japanischen Filmgeschichte"
Thema: „Bakushû" (Weizenherbst) 1951
Regie: Ozu Yasujirô

Studentischer Kinoclub an der HU
HU-Hauptgebäude, Kinosaal
dienstags 19:00 Uhr

23. Mai
Aki Kaurismäki „Tatjana, take care of your scarf" FIN 1994 (OmU)
Nachfilm: „LUNA 13"

30. Mai
New British Cinema „Face" GB 1998

Ethno-Filmfest Berlin 2000
15.-25. Juni
Kinosaal des Ethnologischen Museums Dahlem
Lahnsstr. 8 (U1 Dahlem-Dorf)

Film vor 12
50 Jahre Deutscher Filmpreis
CineStar am Potsdammer Platz
sonntags 10.30 Uhr (mit Frühstück)

28. Mai
Der Bewegte Mann

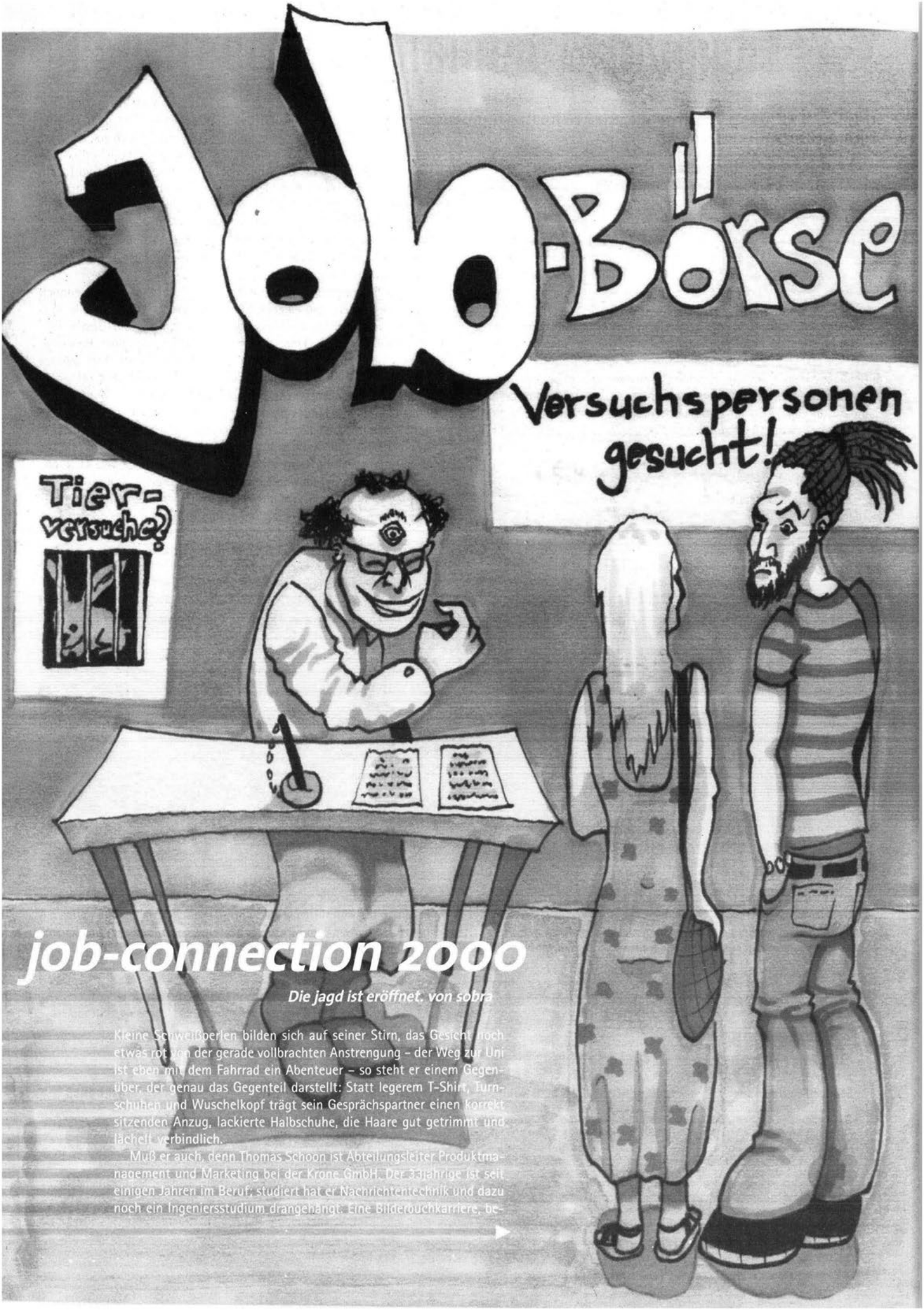
4. Juni
Rossini

11. Juni
Comedian Harmonists

Ausstellungen

18.Mai-27.August
„Das Mittelalter im heutigen Kyoto" - Eine fotografische Spurensuche
Thema: Fotokunst von Hiroshi Utsumi
Mori-Ôgai-Gedenkstätte, Luisenstraße 39
Mo-Fr 10:00-14:00 Uhr

Ausstellungseröffnung: 17. Mai, 18:00 Uhr
Einführung: Prof. Dr. Klaus Kracht



job-connection 2000

Die jagd ist eröffnet, von sobra

Kleine Schweißperlen bilden sich auf seiner Stirn, das Gesicht noch etwas rot von der gerade vollbrachten Anstrengung – der Weg zur Uni ist eben mit dem Fahrrad ein Abenteuer – so steht er einem Gegenüber, der genau das Gegenteil darstellt: Statt legerem T-Shirt, Turnschuhen und Wuschelkopf trägt sein Gesprächspartner einen korrekt sitzenden Anzug, lackierte Halbschuhe, die Haare gut getrimmt und lächelt verbindlich.

Muß er auch, denn Thomas Schoon ist Abteilungsleiter Produktmanagement und Marketing bei der Krone GmbH. Der 33jährige ist seit einigen Jahren im Beruf, studiert hat er Nachrichtentechnik und dazu noch ein Ingenieursstudium drangehängt. Eine Bilderbuchkarriere, be-

eindruckendes Beispiel für die Studenten, die an diesem Tag ihr Glück bei 46 potentiellen Arbeitgebern auf der Job Connection 2000 im Foyer der Humboldt-Universität suchen.

Der 26jährige Jan hingegen ist Geisteswissenschaftler, aber mit Interesse an wirtschaftlichen Themen. Immerhin begann sein Studium doch so vielversprechend mit Wirtschaftswissenschaften. „Nach einem Semester merkte ich, dass Geschichte mehr Spaß macht und habe gewechselt", erzählt der Student im 11. Semester. Er studiere aus reinem Spaß an der Freude und aus „der bürgerlichen Verpflichtung studieren zu müssen". Eigentlich hatte er gar nicht geplant, sich hier ernsthaft nach einem Job umzusehen. Auf dem Weg zum Seminar erkundigt sich der Student aber doch mal nach seinem Marktwert.

"Welche Jobs gibt es für Geisteswissenschaftler in Ihrer Firma?" - eine Frage, die nicht besonders viel Anklang bei den Personalberatern findet. Die Reaktionen reichen vom ratlosen Kopfschütteln bis hin zu mitleidigen Mienen, ja sogar verschämtes Grinsen war zu beobachten. „Geisteswissenschaftler - da haben wir nichts anzubieten"- lautet die Standard-antwort. Also auf zum nächsten Stand, der Noxxon Pharma AG. „Ich hätte da ein Gerät zur Blutwäsche anzubieten, oder vielleicht Viagra für Herzkranke?", fragt Jan, und seine Augen blitzen unternehmungslustig - davon hat er wirklich Ahnung, denn seine Eltern sind Ärtzte. „Sie meinen vielleicht als Testperson?", so die Antwort. Im Übrigen suche man Biochemiker, die würden auch nicht schlecht bezahlt werden. „Aber Brauchen Sie keine Ethikkommission?", Jan. „Wissen Sie, man muss erst eine kritische Unternehmensgröße erreichen, bevor man sich Geisteswissenschaftler leisten kann. Unsere PR-Frau ist die einzige Geisteswissenschaftlerin", entgegnet der Mann vom Pharma-Unternehmen und zwinkert Jan zu. Er könne sich ja für einen Aufsichtsratsposten bewerben. Das wäre in der Tat was für ihn so ein Job wo er nicht viel arbeiten müßte - arbeiten, daran hat er nicht viel Spaß. „Aber irgendwann muß ich wohl mal Geld verdienen", meint der 26jährige und grinst, „und wenn schon arbeiten, dann bitte mit nicht so viel Stress.".

Natürlich provoziert Jan. Es macht ihm Spaß, einmal alle typischen Klischeevorstellungen über die verträumten und realitätsfernen Geisteswissenschaftler auf sich zu vereinen. Nicht ganz ernst gemeint ist angesichts dessen wohl auch der Vorschlag der Berliner Abrechnungs- und Servicegesellschaft für Ver- und Entsorgung gemeint: „Fangen Sie doch erst einmal bei uns im Call-Center an, da können Sie Informationen zum Unternehmen und über Computer gewinnen."

Doch Jan gibt nicht auf: „Es muß doch einen Bereich geben, wo Geisteswissenschaftler mit Kaufleuten zusammenarbeiten?". Vielleicht bei den „Menschenhändlern", wie er persona service, eine der ältesten Job-Vermittlungsagenturen, bezeichnet. Die eloquente Dame am Stand geht auch gleich sehr gefühlvoll auf den nun doch etwas planlos wirkenden Jan ein: „Wir können Ihnen hier nicht aus dem Stehgreif etwas vermitteln, es kommt auf Sie selbst an, Sie müssen Ihren Traumjob zum Traumjob machen", erklärt die Dame. Man müsse seine Fähigkeiten analysieren, dann erst könne man einen passenden Job für Jan finden.

Das beeindruckt den Studenten, er läßt sich eine Visitenkarte mit dem Namen der freundlichen Dame mitgeben. Weiter geht es zum Bertelsmann-Stand, nächste Frage dort: „Stellen Sie sich vor, ich wäre ein Privatier oder Rentner, jemand, der bereits gut abgesichert ist und jetzt arbeiten will, was könnte ich bei Ihnen machen?" Antwort: „Ein BWL-Studium wäre schon ideal, aber mit Ihrem Geschichtsstudium könnten Sie hier als Verkäufer anfangen." Verkäufer? Das ist nicht gerade Jans Vorstellung von seinem späteren Job, obwohl er gerne mit Menschen redet und auch bestimmt die nötigen Voraussetzungen dafür mitbringt. „Aber habe ich auch immer wieder Lust, Leuten Lexika zu verkaufen?", fragt er sich.

Die Job Connection - für Jan eher eine Enttäuschung, aber dennoch eine Gelegenheit, den eigenen Marktwert zu testen. Nicht alle Studenten betrachteten die Messe so fatalistisch wie der Geschichtsstudent. Das abschließende Resumee ergab, dass sich doch für einige wenige gute Jobmöglichkeiten aufgetan haben. So berichtet Monica Gerlach von der Noxxon Pharma GmbH: „Wir waren sehr zufrieden, aus den vielen Gesprächen haben sich vier interessante Kontakte zu Molekularbiologen ergeben, die für unsere Firma als potentielle Beschäftigte in Frage kommen." Auch Andreas Goldbohm, Personalmanager für den Verlagsservice Enzyklopädische Bibliothek des Bertelsmannverlags freute sich über „gute Gespräche und viele potentielle Bewerber", obwohl „nicht alle ihre Chance genutzt hätten". Das lag wohl auch an dem guten Wetter. „Wir ziehen eine sehr positive Bilanz, obwohl die Job Connection in diesem Jahr schwieriger angelaufen ist", resümiert Rosmarie Schwartz-Jaroß, Leiterin der Kooperationsstelle Universität und Arbeitswelt, die zusammen mit dem Hochschulteam des Arbeitsamtes Mitte, der IHK zu Berlin und der Hans-Böckler-Stiftung die Job Connection organisiert hat.

Auch das Rahmenprogramm fand viel Anklang bei Teilnehmern und Beteiligten. Themen wie „Fit für den Berufseinstieg - Schlüssel zum Erfolg", „Von der guten Idee zur eigenen Firma" oder „Zu allem bereit und zu nichts zunutze - Welche Kompetenzen Geisteswissenschaftler aus ihrem Studium mitnehmen" sollten den Studenten Hilfestellungen und Anreize auf dem Weg zum späteren Job mitgeben. „Es war zwar wenig los, dafür gab es interessante und kontroverse Diskussionen während der Veranstaltung im Rahmenprogramm", berichtet Jens Lohwieser, Leiter des Redaktionsmarketings bei der Berliner Zeitung. Er habe sich allerdings gewundert, mit welchen Ansprüchen einige an die Job Connection herangegangen seien: „Viele wollten direkt einen Job. Ich finde es schon seltsam, wie wenig die Studenten im Leben stehen". Es wäre besser gewesen, sich nach konkreteren Dingen erkundigen, beispielsweise genau zu sagen, wo und bei wem man innerhalb des Verlags arbeiten wollen.

Im letzten Jahr fand die Kontaktmesse zum ersten Mal statt, es gab damals mehr Angebote für Geisteswissenschaftler. Dieses Jahr wollte man bewußt für alle Fachbereiche Stellen anbieten. Die Job-Messe ist als feste Institution geplant, auch im nächsten Jahr soll wieder ein ganzer Tag unter dem Motto „Begegnung von Studenten mit Vertretern von Firmen und Institutionen" stehen.

„Kein Job ohne Berufserfahrung, keine Berufserfahrung ohne Job?"

Vermittlungsunterstützendes

Trainee für Studierende

Studienbegleitend **In Kooperation mit dem Hochschulteam beim Arbeitsamt Berlin-Mitte** **Förderung möglich**

Die Teilnehmer/innen erarbeiten sich unter Anleitung erfahrener Praktiker aus dem Wirtschafts- und Dienstleistungsbereich Informationen über Entwicklungen und Anforderungen des Arbeitsmarktes, über Beschäftigungsmöglichkeiten in qualifikationsadäquaten Einsatzfeldern und in alternativen Bereichen. Vermittelt werden Erfahrungen und Kenntnisse zu Schlüsselqualifikationen. Trainings verbessern die Sozialkompetenz. Das Trainee beinhaltet Praktika: In Werbeagentur oder Reisebüro, Marktforschung oder Kulturmanagement, oder...?

Inhalte: Assessment Center • Selbstmarketing • Training von Sozialkompetenz • Grundkenntnisse der Unternehmensführung (BWL, Management, Marketing) • Berufsfeldorientierung • Praxis-Seminare zur Berufsfeldeinweisung

Modus: Studienbegleitend, durchschnittlich 18 Wochenstunden, insgesamt 12 Monate, 29. Mai 2000 bis 25. Mai 2001

Akademie für Kultur & Bildung in Berlin
Rungestraße 19, 10179 Berlin, **Info:** Telefon 030 27 56 02 06, Herr Dr. Oehler oder www.akademie-kbb.de

first contact

Jobmessen, Kontaktbörsen und sonstige Begegnungen der besonderen Art. von wb

Die Wirtschaft boomt und sucht Arbeitskräfte. Die Folge: Absolventenmessen öffnen überall und zu jeder Zeit ihre Pforten.

Eigentlich schöne Aussichten für Jungakademiker, die dadurch Gelegenheit bekommen, face to face mit Firmenvertretern in Kontakt zu treten. Bis Ende 2000 warten auf die Studenten mehr als 50 Absolventenmessen von Aachen bis Zwickau. Doch die große Auswahl und die weite Verbreitung sind die eine Seite, auf der anderen werden bei fast allen Messen Studierende mit Schwerpunkt IT oder Ingenieure, Ökonomen und Naturwissenschaftler bevorzugt. Und was ist mit den Geisteswissenschaftlern?

Es gibt nur wenige Angebote, bei denen sich Historiker, Romanisten oder Soziologen direkt angesprochen fühlen können. Eine Maxime gilt aber für alle, die einen Job, Trainee oder ein Praktikum suchen: Auch wenn eine Firma in Internet, Bankgeschäfte oder Unternehmensberatung macht, lohnt es sich oftmals für jeden, egal aus welchem Fach, zu diesem Stand zu gehen und ein Beratungsgespräch zu führen. Personalberater, Online-Redakteure und Firmenzeitungsjournalisten werden auch in diesen Branchen gesucht. Voraussetzung ist natürlich, daß der Studierende sich im Vorfeld Gedanken über das Berufsziel gemacht und Informationen über die betreffenden Unternehmen eingeholt hat, damit er auf der Messe gleich konkrete Fragen stellen kann und sein Interesse offensichtlich wird. Vorteilhaft ist, Bewerbungsunterlagen gleich miteinzupacken. Messetouristen oder Rumgucker finden auf diesen Kontaktbörsen selten einen Job.

Für Birgit Hasler-Pfandl, verantwortlich für Personalmarketing & Recruitment bei IBM, sind Absolventenmessen nur eine von vielen Möglichkeiten, junge Leute in das Unternehmen zu holen. Praktika, Workshops, die Ausschreibung von Diplomarbeiten und die Teilnahme an Berufsinformationsveranstaltungen sind weitere Wege mit IBM in Kontakt zu kommen. „Wir erwarten von Kandidaten auf einer Jobbörse Offenheit und Eigeninitiative. Studenten sollten sich im Vorfeld darüber im klaren sein, welche Art von Tätigkeit sie suchen, denn oft bleibt nur wenig Zeit für die Bewerbungsgespräche", erklärt Hasler-Pfandl.

Viele Unternehmen gehen dazu über, eigene Personalmarketing-Veranstaltungen zu organisieren. So hat debis (DaimlerChrysler Sercvices) zum Beispiel im Januar 2000 in Berlin zum Motto „campus meets company - Your Window to the world of Global Services" 260 ausgewählte Studierende eingeladen. Herzstück war eine Karriere-Messe. Für debis bietet sich dabei die Gelegenheit, „unser Unternehmen vorzustellen und jeden Interessenten individuell über Einstiegs- und Entwicklungsmöglichkeiten zu beraten", sagt Katharina Heuer, Senior Manager Human Ressources Communications & Recruiting. Der Bewerber sollte sich „bei jedem Gespräch seiner Interessen und Ziele bewußt sein und diese vertreten", rät Heuer.

Nicht alle Messen funktionieren gleich. Bei vielen ist eine Anmeldung schon lange vorher nötig, oft sind die Startgelder sehr hoch und einige Veranstalter sieben per Eignungstest die Interessenten aus. Vor einem Besuch einer Kontaktbörse sollten auch die Kriterien Anfahrt, Übernachtung und Verpflegung bedacht werden. Bezahlt die Messeleitung einen Teil oder muß der Studierende alles selbst aufbringen?

Der UNICUM-Verlag (www.unicum.de) startet am 28. und 29. Juni 2000 in Frankfurt/Main zum ersten Mal die Deutsche Recruiting Mes-

se. Studenten, Absolventen und junge Berufstätige aller Fachrichtungen sind angesprochen. 22 Mark im Vorverkauf oder 28 Mark vor Ort sind faire Preise. Kostenlos gehts auch: Wer sich im Internet anmeldet und einen Fragebogen ausfüllt, wird von einer Personalberatung ausgewählt, die prüft, ob er zu den „High Potentials" gehört. Vorab können online Termine für Einzelgespräche mit Unternehmensvertretern ausgemacht werden und das Begleitprogramm bietet Vorträge, Workshops und Bewerberberatung. Der Anspruch von UNICUM ist hoch, denn „die Messe soll den „war for talents" entschärfen, den die Unternehmen um die besten Nachwuchs-Köpfe entfacht haben."

In Berlin gibt es dieses Jahr noch viele größere Messen und einige branchenspezifische (siehe Kasten): Im September die Career Futures (www.career.de) für examensnahe Studenten und Young Professionals, Berufstätige mit bis zu fünf Jahren Berufserfahrung; im November die Bonding-Messe (www.bonding.de/berlin).

Bei Career sind Bewerbungsunterlagen mit der Anmeldung zu verschicken. Aber der auserwählte Teilnehmer erhält dann die Garantie, mindestens ein, durchschnittlich vier vororganisierte Bewerbungsgespräche mit einem Unternehmen seiner Wahl führen zu können. Bewerbungsvoraussetzungen sind die Beendigung des Studiums bis Frühjahr 2001 oder maximal fünf Jahre Berufserfahrung, außerdem gute akademische Leistungen, außeruniversitäres Engagement, Sprachkenntnisse und Auslandsaufenthalte.

Eine gute Alternative zu den bisher beschriebenen Messeangeboten ist die Firmenkontaktmesse von bonding, einer Studenteninitiative mit dem Motto: Von Studenten - für Studenten. Der Verein will seinen Mitgliedern und anderen Studierenden, Einblicke ins spätere Berufsleben geben.

Zehn bondings, wie sich auch die Mitglieder der Studenteninitiative nennen, warteten am 3. Mai auf potentielle Interessenten im Bauingenieurgebäude (Raum 215) der TU. Bei Speis und Trank gaben sie Tips und Infos über ihren Verein. Vor neun Jahren wurde die Berliner Filiale wie in den meisten anderen Städten an der Technischen Hochschule gegründet. Bundesweit gibt es zehn bonding-Hochschulgruppen mit ca. 250 ehrenamtlich arbeitenden Mitgliedern, die sich hauptsächlich an zukünftige Naturwissenschaftler und Ingenieure wenden.

Sie bieten den Studenten kostenlose Seminare, Workshops, Betriebsbesichtigungen und in Zusammenarbeit mit BEST (Board of European Students of Technology) Kontakte mit ausländischen Studenten und Unternehmen an. In den Seminaren und Workshops bilden sowohl ehemalige oder erfahrene bondings als auch Firmenvertreter Interessierte in EDV, Präsentationstechniken und soft skills (soziale Kompetenzen) wie Teamwork weiter.

Das Highlight ist die jährliche Firmenkontaktmesse. Im Unterschied zu vielen Absolventenmessen ist keine Anmeldung nötig und sie ist kostenlos. Im TU Hauptgebäude treffen an zwei Tagen Examenskandidaten, Erstsemester und Neugierige auf Firmen wie Allianz, Ford, debis und IBM. Zwanglos können Praktika und Berufsbewerbungen besprochen werden. Die Firmen aus den einzelnen Bereichen, die sich vorstellen, werden von bonding nach der Höhe der Studierendenzahlen der TU in den Fachrichtungen ausgewählt. Geisteswissenschaftler, Wirtschaftswissenschaftler und Juristen sollten sich nicht abschrekken lassen, da einige Unternehmen Angebote auch für sie bereit halten. Während der Messe referieren junge Berufseinsteiger in „Kompassvorträgen" über ihre Bewerbungserfahrungen und Anfängen in der freien Wirtschaft.

Letztes Jahr stellten sich 60 Unternehmen vor, ca. 12000 Studenten besuchten die Jobbörse. Am 29./30. November diesen Jahres treten bereits 120 Firmen auf. Im Vorfeld der Messe gibt bonding einen Katalog heraus, der alle wesentlichen Daten zur Messe, zum Verlauf und den anwesenden Unternehmen enthält. Kontakt und weitere Infos per E-mail: berlin@bonding.de oder auf der Homepage. Wer Lust hat, Mitglied zu werden kann sich auf dem Plenum jeden Mittwoch um 18 Uhr im Bauingenieurgebäude (Raum 215) der TU einfinden.

Über mangelnden Praxisbezug im Studium können sich die Mitglieder des Market Team (www.market-team.com) nicht beklagen. Das Market Team ist Deutschlands größte interdisziplinäre Studenteninitiative mit über 650 Mitgliedern an 22 Standorten. Ziel ist es Studierenden aus allen Fachbereichen Einblicke in das Wirtschaftsleben zu ermöglichen, Projektteams zu bilden und zusammen mit Unternehmen Veranstaltungen, wie z.B. Seminare, Vorträge und Workshops, zu organisieren. Aus dem Anliegen heraus, erlerntes Fach- und Methodenwissen praktisch anzuwenden, entstand eine Kooperation der Geschäftsstelle Konstanz mit einem regionalen Förderer: Uniworkers Personal Consulting (www.uniworkers.de) veranstaltet weltweit die erste virtuelle interaktive Absolventenmesse unter dem Namen „jobfair24" im Internet. Vorteil einer derartigen Recruiting-Messe: Die Reisekosten, die man für reale Recruiting-Messen opfern muß, fallen weg. Ab sofort kann man an Messetagen vom eigenen Schreibtisch aus in Echtzeit via Internet mit Personalchefs führender Firmen chatten. Nächster Termin ist der 8. Juni. Die Bewerber schicken online ihre Bewerbungen an ihr Wunschunternehmen oder sie informieren sich direkt an den Ständen der Firmen über Berufschancen, Einsatzfelder usw. Als Informations- und Kontaktforum ist die „jobfair24" das ganze Jahr geöffnet.

Wie Ihr seht, gibt es reichlich Angebote und Alternativen zu herkömmlichen Wegen ins Berufsleben. Der Studierende sollte aber auch nicht mit zu hohen Erwartungen auf die Messen pilgern, selten wird gleich vor Ort ein Vertrag unterschrieben. Aber ein erkenntnisreicher Ausflug in die Sitten und Bräuche der freien Wirtschaft sind solche Jobbörsen mit Sicherheit.

Weitere Messen in Berlin:
26./27. Mai Move Ahead; Tel: 0211/30113333
27.-29. Juni Quadriga; Tel: 030/8382123
1.-3. November Deutscher WirtschaftsIngenieure-Tag; Tel: 089/122 38921
1. Dezember Karrieretag im ICC Berlin (www.karrieretag.de)

Für einzelne Branchen bietet Career folgende Messen an:
18.-20. Juni Auto & Engineers; 9.-11. Juli Finance; 9.-11. August Consulting; 28.-30. August IT; 26.-28. September Healthcare; 26.-28. November IT; 10.-12. Dezember Auto. Weitere Infos und Anmeldung sind unter 0221-920122-50 möglich.

VIP Wissenschaftsberatung
für Studierende & Nachwuchswissenschaftler/innen

Beratung Karriereplanung Kurse Recherche Expertisen

Schwerpunkte:
- Betreuung von Dissertationen, Diplom- und Magisterarbeiten
- Unterstützung von Frauen im akademischen Beruf
- Redigieren englisch- und deutschsprachiger Texte
- Studien- und Forschungsaufenthalte im Ausland

Dr. phil. Virginia Penrose Kantstraße 162 D-10623 Berlin
fon: 030 / 886 776 31 fax: 030 / 886 776 27
e-mail: info@vip-wb.de www.vip-wb.de

Für Studenten zum Vorzugspreis von nur 16,- DM im Monat!

Die Berliner Zeitung unter www.BerlinOnline.de

Erleben Sie die Qualitäten einer Hauptstadtzeitung.

Gebührenfrei anrufen und testen: 0800/23 27 027.

job-guide

für Geistes- und Sozialwissenschaftler. von kma

Geistes- und Sozialwissenschaftler finden keinen Job? Alles Lüge, denn die Arbeitslosenquote ist kaum höher als bei anderen Akademikern. Sagt jedenfalls Peter Jüde in seinem Ratgeber „Berufsplanung für Geistes- und Sozialwissenschaftler. Oder die Kunst eine Karriere zu planen." Ausdrücklich wendet er sich auch an Studenten künstlerischer Fächer, was wohl dem Umstand zu verdanken ist, dass die Philip Morris Kunstförderung Mitherausgeberin ist.

Jüde berät zu allen Themen der Karriereplanung, angefangen bei berufsbezogener Studienplanung, Praktika, Nebenjobs und praxisbezogenen Examensarbeiten und Weiterbildung, wenn der Abschluß allein nicht reicht. Er gibt einen Überblick über Chancen auf dem Arbeitsmarkt und beschreibt ausführlich Berufsfelder für Geistes- und Sozialwissenschaftler. Dazu kommt zu jedem Berufsfeld ein Erfahrungsbericht eines ehemaligen Studenten, der Examen in einem angeblich brotlosen Fach gemacht hat. Ein Kapitel beschäftigt sich mit Selbständigkeit als Unternehmer und freier Mitarbeiter. Außerdem gibt Jüde ausführliche Tips zu Bewerbungen. Im letzten Teil sind über 60 Adressen von Job-Projekten an Universitäten wie „Studium & Praxis" an der HU, von Stiftungen zu Studienförderung und Weiterbildung sowie Adressen von Behörden und Ministerien, die bei Praktika und Studienaufenthalten im Ausland weiterhelfen.

Im Grunde erzählt Jüde nichts Neues und Bewerbungen schreiben klingt eigentlich nicht schwer; aber Theorie und Praxis klaffen weit auseinander, wenn man Personalchefs glauben darf, die über schlechte Bewerbungen graue Haare bekommen haben. Ein kleiner Tip vom Fachmann ist da ganz hilfreich. Zweitens ist auch die Idee, speziell Geisteswissenschaftler bei ihren Berufsmöglichkeiten zu beraten, nicht neu. Aber Marco Montani Adams' Ratgeber „Geisteswissenschaftler in der Wirtschaft. Starthilfen und Aussichten" ist letztmalig 1992 erschienen, ergo nicht mehr aktuell. Und Claudio Gallios „Den eigenen Beruf erfinden. Wie Geisteswissenschaftler ihre Chancen nutzen" ist zwar erst dieses Jahr erschienen, aber keine Hilfe für Bewerbungen etc., sondern eine Sammlung von Aufsätzen, in denen Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer ihren manchmal eigenartigen Berufsweg beschreiben. Jüdes „Berufsberater" ist also in gewisser Weise neu und lohnt die Anschaffung schon in den ersten Semestern oder sogar vor dem Studium.

Peter Jüde: Berufsplanung für Geistes- und Sozialwissenschaftler. Oder die Kunst eine Karriere zu planen. Köln: Staufenbiel, 1999. DM 24,80.

S.K.P. Seyer & Kuhn
Personal & Unternehmensberatung

- **Plazierung von Fach und Führungskräften**
- **Entwicklung und Einführung personalwirtschaftlicher Instrumente**
- **Externes Personalmanagement**
- **Individuelle Beratung**
- **Unternehmensberatung**

S.K.P. Seyer & Kuhn Personal- und Unternehmensberatungsgesellschaft m.b.H. •Lietzenburger Str. 72 • 10719 Berlin
Tel.: 030 / 884 294-0 • Fax: 030 / 881 76 28
e-mail: info@s-k-p.de - Zertifiziert nach DIN EN ISO 9001-

Einmalige Fusion

Ein Jahr UnAuf lesen und Titanic geschenkt bekommen

Auch UnAuf-Leser sollten ihre Bildung abrunden. Deshalb gibt es jetzt DAS Bündel: wer jetzt* UnAufgefordert abonniert, erhält ein Jahr lang die Titanic dazu.

* Solange der Vorrat reicht

Abonnier mich!

Ausfüllen, aufklieben, abschicken!

Bitte frankieren!

☐ Jahres-Abo: Ich abonniere die UnAufgefordert für mindestens ein Jahr (09 Ausgaben) zum Preis von DM 3,- pro Ausgabe. Nach Ablauf des Jahres kann jederzeit gekündigt werden.

☐ Förder-Abo: Ich fördere das Projekt UnAufgefordert mit DM 50,- oder mehr und erhalte dafür ein Jahr lang die UnAuf. Förderbetrag: _____

Ich möchte die UnAufgefordert ab _____ (Monat) erhalten.

Name _____

Adresse _____

Ich möchte wie folgt bezahlen: ☐ semesterweise ☐ jährlich

☐ Nach Erhalt der Rechnung (Vorkasse)

☐ Ermächtigung zum Bankeinzug

Bankleitzahl _____

Konto _____

Geldinstitut (mit Ort) _____

Datum _____

Unterschrift _____

Vertrauensgarantie: Der Auftrag kann innerhalb einer Woche ab Bestellung schriftlich bei der UnAufgefordert, Studentinnen- und Studentenzeitung der HU, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

2. Unterschrift _____

Antwort

UnAufgefordert
Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität
Unter den Linden 6

10099 Berlin

Mitarbeiter/-innen
Call Center
Direkt Banking Service

Kunden zu begeistern ist unser wichtigstes Ziel und bestimmt unser Handeln.

Wir, die DB 24 direkt, sind eine 100% Tochter der Deutsche Bank 24 AG, für deren Kunden wir per Telefon und online 7 Tage die Woche rund um die Uhr erreichbar sind. Kontinuierliches Wachstum dokumentiert unseren Markterfolg. Join a winning Team!

- Da sich immer mehr Kunden für unseren innovativen Service entscheiden, stellen wir für unsere Call Center an den Standorten Bonn oder Berlin Voll- und Teilzeit-Mitarbeiter ein, die als Ansprechpartner am Telefon über unser Angebot informieren, Fragen beantworten und Aufträge entgegennehmen.

- Nach einer fundierten Schulungsphase werden Sie im Direkt Banking Service eingesetzt. Sie haben die Chance, das Bankgeschäft im intensiven Kundenkontakt kennen zu lernen bzw. vorhandene Bankkenntnisse anzuwenden. Als BWL- oder VWL-Student/-in ist eine Teilzeit-Tätigkeit die ideale Ergänzung zu Ihrem Studium.

- Sie kennen sich im Kundenservice aus und haben Spaß am Telefonieren. Aufgrund Ihrer Erfahrung können Sie sich gut auf Ihre Gesprächspartner einstellen und behalten auch in schwierigen Situationen Ihr Lächeln am Telefon. Der souveräne Umgang mit dem PC ist für Sie kein Problem.

- Wir bieten Ihnen einen modernen Arbeitsplatz in einem dynamischen, zukunftsorientierten Unternehmen, eine attraktive, leistungsorientierte Vergütung und jede Menge netter Kolleginnen und Kollegen.

Schicken Sie uns gleich Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen (Lichtbild, Lebenslauf, Zeugnisse) mit Angabe Ihrer Gehaltsvorstellung und des frühestmöglichen Eintrittstermins.

DB 24 direkt
Servicegesellschaft der Deutsche Bank 24 mbH
Telefon: 02 28/68 32-17 13, Bereich Personal,
Karl-Legien-Str. 188, 53117 Bonn
E-Mail: personal.db24direkt@db24.de

DB 24 direkt
High-Tech mit Human-Touch